

blick

magazin

in die kirche

Zuhause pflegen

INTERVIEW

*Ex-Minister Franz Müntefering
über die Pflege seiner Frau*

BELASTUNGEN UND HILFE

*Warum Pflege so schwer ist
und wie sie trotzdem gelingt*

Inhalt

THEMA ⁺

- 4 Jascha wollte einfach weiterleben
- 6 Heilige Elisabeth:
Barmherzigkeit ist kein Mitleid
- 7 Bischöfin Hofmann
über die Gemeindegewalter 2.0
- 8 Franz Müntefering im Interview
- 9 Bücher zum Thema
- 10 Zu Besuch beim Pflegedienst
im Kinzigtal
- 12 Glossar: Pflegebegriffe kurz erklärt
- 13 Das machen Alltagsbegleiterinnen
- 14 Die Arbeit einer Tagespflege
- 15 Demenz: Nicht bewerten, nicht korrigieren
- 16 Interview: Würdevoll zuhause leben
- 17 Palliativteam:
Keiner wird alleine gelassen
- 24 Erfahrungsbericht: Als wäre
meine Mutter jetzt mein Kind

KIRCHE & GELD ⁺

- 18 Vizepräsident:
„Das Kirchensteuer-System ist fair“

RATGEBER ⁺

- 20 Der Tod der Mutter als Entlastung
- 21 Wer pflegt, muss auch für sich sorgen

RÄTSEL ⁺

- 22 Rätselhafte Nächstenliebe
- 23 Aufenthalt in der Villa Stokkum
gewinnen

Welche Rolle spielt Pflege für Sie?



Die Coronazeit hat viele ältere Menschen einsam gemacht. Kontakte sind weggebrochen, Veranstaltungen ausgefallen. Auch meiner Mutter, 95 Jahre alt, ging es so. Die Tagespflege am Holzmarkt war in dieser



Foto: Klaus Wagner

Situation die ideale Lösung: Dort hat sie einen Ort gefunden, an dem sie in Gesellschaft ist und sich wohlfühlt, an dem sie gefördert und gefordert wird, an dem man auf ihre Bedürfnisse eingeht. Ich weiß, dass sie dort in guten Händen und nicht allein ist.



Regina Heppner (57), Business Support Manager aus Kassel (auf dem Foto mit ihrer Mutter)



Bis zuletzt in den eigenen vier Wänden leben: Das wünsche ich mir für meine Mutter. Wir sehen uns täglich. Ich koche für sie, organisiere Hilfe für ihren Alltag, unterstütze sie bei der Körperpflege. So habe ich das Gefühl, ihr etwas zurückzugeben für das Leben, das sie mir geschenkt hat. Und auch wenn die Pflege eines Angehörigen viel Kraft kostet: Ich genieße die Nähe, die dadurch entsteht.



Foto: privat

Ute Harrer (65), Sozialpädagogin im Ruhestand aus Kassel



IMPRESSUM

Herausgeber: Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck
Wilhelmshöher Allee 330, 34131 Kassel

Redaktion: Olaf Dellitt, Celia Baumgart
Heinrich-Wimmer-Straße 4, 34131 Kassel
Telefon 0561 9307-152, Fax -155
redaktion@blickindiekirche.de
www.blickindiekirche.de



Beirat: Dr. Anja Berens, Dr. Mark-Christian von Busse, Christian Fischer, Carmen Jelinek, Jessica Kickstein, Kerstin Leitschuh, Hendrike Racky, Heinz Rohde



Ich möchte anderen helfen und ihnen das Gefühl geben, nicht allein zu sein. Deshalb absolviere ich zurzeit eine Ausbildung zur Altenpflegefachkraft. Dort bin ich vor allem im Bereich außerklinische Intensivpflege tätig und versorge Menschen, die dauerhaft beatmet werden müssen. Die besondere Herausforderung ist hier sicher die Kommunikation, denn viele Patienten können sich nicht mit Worten mitteilen. Umso wichtiger ist es, ihre Bedürfnisse dennoch wahrzunehmen und auf sie einzugehen. Für mich ist das eine sehr erfüllende Aufgabe.



Foto: De Filippo



Nicole Michel (21), Auszubildende zur Pflegefachkraft aus Staufenberg



Pflege ist für mich ein Thema, seit meine Eltern immer hilfloser wurden und schließlich nicht mehr zuhause betreut werden konnten. Eine neue Dringlichkeit hat es jedoch bekommen, als mein Mann krank und pflegebedürftig wurde. Da geraten Alltag und Familienleben schnell aus der Balance: Arzttermine und Transporte müssen organisiert, Anträge gestellt werden. Im Haushalt bleibt vieles liegen. Für die Vereinbarkeit von Beruf und Kindererziehung ist in den vergangenen Jahrzehnten vieles getan worden. Das wünsche ich mir auch für die „Familiennähe Pflege“. Gesetzliche Rahmenbedingungen sind das Eine, viel wichtiger ist jedoch, dass wir als Christen hinschauen und nachfragen: „Was willst du? Was soll ich für dich tun?“



Foto: privat



Sieglinde Repp-Jost (59), Pfarrerin in Eschwege

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Telefon klingelt, mein Vater ist dran. Schon an der Stimme merke ich, dass etwas nicht stimmt: „Deine Mutter ist gestürzt und hat sich den Arm gebrochen. Kannst du kommen?“ Anrufe wie dieser verändern von einem Moment auf den anderen Leben, Terminpläne und Rollen. Die, die jahrzehntelang begleitet, behütet und bestimmt haben, müssen jetzt aushalten, dass sie begleitet und behütet werden und andere über ihr Leben oder Aspekte ihres Lebens bestimmen.



Foto: medio.tv/Schlauderna

Das verursacht in vielen Familien Konflikte. Die tägliche Sorge für älter werdende Eltern ist mitunter nervenaufreibend und sehr kräftezehrend. Trotzdem werden fast 80 Prozent der Pflegebedürftigen zuhause gepflegt, manchmal unterstützt von professionellen Pflegekräften.

Und viele Kinder leben ja auch nicht in der Nähe der Eltern, sodass sie nicht einfach zwischendurch mal nach der Mutter oder Oma sehen können. Gute professionelle Unterstützung durch Pflegedienste und stationäre Einrichtungen ist ein Segen in dieser Situation. Aber die Personalsituation in der Pflege ist so angespannt, dass es immer schwerer wird, gute Pflege zu sichern. Und bisher zeichnet sich wenig Unterstützung durch die politisch Verantwortlichen ab. Das ist für die Mitarbeitenden in der Pflege wie für die Familien frustrierend und belastend. Manchmal führt es auch zu sehr fragwürdigen Lösungen mit schlecht bezahlten, oft aus anderen Ländern geholten Hilfskräften, die teils unter unwürdigen Bedingungen arbeiten und leben müssen.

Darum ist es gut, dass dieses Heft den Blick auf aktuelle Erfahrungen in und mit der Pflege lenkt. Wie geht es denen, die in zweieinhalb Jahren Pandemie alles versucht haben, um alte, kranke und pflegebedürftige Menschen nicht unversorgt zu lassen? Was erleben die, die selbst zuhause pflegen? Was können Nachbarn, Freunde, Ehrenamtliche aus Kirchengemeinden und andere tun, um pflegende Angehörige zu unterstützen? Denn wir brauchen solche „Sorgenetze“, damit Menschen auch ganz praktisch erleben, was Gott uns zuspricht: „Ja, ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet (Jesaja 46,4).“

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen
Ihre

Beate Hofmann

Beate Hofmann

Bischofin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Gestaltung: Olaf Dellit, Celia Baumgart
Herstellung:
Dierichs Druck + Media GmbH & Co. KG, Kassel
Vertrieb: HNA, Kassel u. a.



Mehr Informationen über die vielfältigen Angebote der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck finden Sie im Internet: www.ekkw.de

Jascha wollte einfach weiterleben

Wie Familie Wagner-Behrendt aus Kassel mit ihrem schwer pflegebedürftigen Kind lebt

„So könnte ich nicht leben.“ Das ist ein Satz, der Christine Wagner-Behrendt wütend macht. Ihr Satz lautet anders: „Es ist gut, dass er lebt.“ Gemeint ist Jascha Behrendt, 21 Jahre alt, der seit 16 Jahren schwer pflegebedürftig ist und ständig künstlich beatmet werden muss.

Jascha war fünf, als er mit seinem Fahrrad verunglückte. Sein Genick war durchtrennt, er hatte eine schwere Blutung im Stammhirn – aus medizinischer Sicht eigentlich „ein sicheres Todesurteil“. In Absprache mit den Eltern setzten die Ärzte die Medikamente ab, die den Kreislauf stützten, lediglich die künstliche Atmung blieb eingeschaltet.

Doch Jascha, und das überraschte alle, starb nicht, wollte weiterleben. Für die Eltern war damit klar: „Wenn er sich vorstellen kann, so zu leben, können wir es auch.“ In dieses so ganz andere Leben musste die Familie langsam hineinwachsen. „Wir haben lange nur in Tagen oder Wochen gedacht“, beschreibt Wagner-Behrendt.

16 Jahre ist der Unfall her und inzwischen hat sich eine gewisse Routine eingespielt, stressig und mühsam bleibt es jedoch. Rund um die Uhr ist eine Pflegerin da, denn sollte mit der Beatmung etwas nicht funktionieren, muss sofort gehandelt werden. Regelmäßig muss Speichel abgesaugt werden, es ist immer etwas zu tun. Der Fachkräftemangel in der Pflege trifft Familie Behrendt ganz direkt. Immer häufiger muss sie selbst einspringen.

Aber auch mit einer Pflegerin im Haus haben die Eltern viele tägliche Aufgaben. Der Tag beginnt um kurz nach 6 Uhr. Der

Frühdienst leert den Katheter, die Eltern waschen Jascha; das Frühstück wird in einem Mixer zerkleinert und über einen Schlauch gegeben.

Um Jascha in den Rollstuhl zu heben, braucht es zwei Erwachsene und viel Zeit. Dann kommt das Taxi, das den jungen Mann in die Kasseler Werkstatt bringt. Das Ziel sei, sagt seine Mutter, dass ihm die Hände geführt werden und er so Waren einpacken kann – alleine kann er das nicht, Jascha ist weitgehend gelähmt.

„Das Wort ‚einfach‘ haben wir aus unserem Wortschatz gestrichen.“

Mutter Christine arbeitet am Vormittag im Büro im eigenen Haus. Sie gehört zu den Gründerinnen des Vereins „Intensiv Leben“ und berät dort Familien mit beatmeten und intensivpflichtigen Kindern. Zu 130 Familien habe sie Kontakt, erzählt die 54-Jährige. Beratung, gemeinsame Veranstaltungen und Kontaktpflege gehören zu den Vereinsaufgaben, aber er mischt sich auch politisch für die Kinder ein.

Jascha und seine Familie, zu der die Schwestern Frida (18) und Clara (13) gehören, haben viel geschafft in den vergangenen Jahren. Leicht war das nie. „Das Wort ‚einfach‘ haben wir aus unserem Wortschatz gestrichen“, sagt Wagner-Behrendt und ihr Mann Markus ergänzt, dass das auch für die Formulierung „Wird schon irgendwie gut gehen“ gelte. Als erstes Intensivkind hat Jascha die Alexander-

Schmorell-Schule in Kassel besucht, da war Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit gefragt. 13 Schuljahre war er dort. Die Einschulung war so ein Meilenstein für Jascha und seine Eltern, Vater Markus nennt weitere: ein Flug in einem Privatflugzeug, ein Rockkonzert, die erste Verliebtheit und die Bambi-Verleihung – 2018 bekam der Verein den Medienpreis.

Jascha, der nicht sprechen kann, hat eine eigene Art der Kommunikation – mit Blinzeln und Augenbrauen signalisiert er Zustimmung und Ablehnung. Es ist wie eine eigene Sprache, die Jaschas Familie und Vertraute beherrschen. „Manchmal“, sagt Christine Wagner-Behrendt, „sitzen wir alle bei ihm am Bett und klönen.“

Für Jascha, den seine Mutter als gedulden, zufriedenen, aber auch spirituellen Menschen charakterisiert, steht vielleicht ein neuer Meilenstein an. Es gibt Gespräche mit der Lebenshilfe über eine WG, in der auch beatmete junge Menschen leben können. Doch, schränkt Markus Behrendt ein, bis zu einer Realisierung könne es noch einige Jahre dauern. Geduld brauchen Menschen, die das Wort „einfach“ für sich gestrichen haben.

„So könnte ich nicht leben.“ – Jaschas Mutter ärgert solche Worte, sie sagt: „Es ist ein dichtes Leben, das wir führen, aber kein schlechtes.“ Gut zwei Stunden hat Christine Wagner-Behrendt über ihre Familie erzählt und kleidet das Wichtigste in einen einzigen, ebenso schlichten wie schönen Satz: „Es geht ausschließlich darum, geliebt zu werden.“ ● *Olaf Dellit*
www.intensivleben-kassel.de



Alltag im Hause Behrendt: Es braucht Zeit und Können, Jascha aus dem Bett in den Rollstuhl zu heben (Foto links). Gemeinsam mit seinen Schwestern Clara und Frida schaut Jascha gerne Filme auf dem Tablet (unten). Fotos im Wohnzimmer erinnern an die Zeit vor Jaschas schwerem Unfall (rechts).



„Es fordert uns total heraus, aber ich möchte auf keinen Fall tauschen.“: So beschreibt Christine Wagner-Behrendt ihr Leben. Das Bild zeigt (hinten von links) Clara, Christine und Markus Behrendt, vorne Jascha und Frida. Die Fotos wurden vor der Corona-Pandemie aufgenommen



Barmherzigkeit ist ganz anders als Mitleid

Was die Heilige Elisabeth uns heute lehrt



Foto: medio.tv/Schauderma

Sie half, wo sie konnte: Diese Holzfigur der Heiligen Elisabeth aus dem 16. Jahrhundert steht in der Elisabethkirche in Marburg

Sie gehört zu den Top 10 der bekanntesten Bibelgeschichten: Einer wird überfallen und liegt verletzt am Straßenrand. Viele gehen vorbei. Da geht einer hin, verbindet ihn, nimmt ihn mit und bezahlt sogar seine Unterkunft. Jesus sagt mit der Geschichte vom barmherzigen Samariter, worauf es im Christentum zuerst ankommt: Nächstenliebe – wie im Judentum und im Islam! Und das ist mehr als die größte religiöse Tugend.

Diese Größe möchte ich selbst haben: hinsehen, wo einer in Not ist; mich berühren lassen; tun, was dran ist; Mut haben und keine Angst. Das ist Größe, die nicht kleinlich berechnet, was sie tut und doch weiß: Morgen kannst du es sein, der Hilfe braucht. Jesus sagt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“ (Matthäus 5).

In den drei Religionen ist Barmherzigkeit aber nicht nur eine Pflicht, sondern auch „die Fülle Gottes“. Und Gott hält diesen Reichtum nicht fest, sondern teilt aus. Das Wort barmherzig ist verwandt mit dem

alten deutschen Wort „barm“, das bedeutet Mutter-schoß: Also ein Raum, aus dem Leben hervorgeht, jung, frisch, verletzlich und immer neu.

Barmherzigkeit ist etwas anderes als Mitleid. Im Mitleid bleibe ich gefühlig bei mir selbst. So werden Helferinnen und Helfer gern karikiert: Milde lächelnd, gütig, nachsichtig, mit allem einverstanden. Wer barmherzig ist, packt an, geht raus, ergreift Partei.

Elisabeth von Thüringen ist dafür ein Beispiel, vor 800 Jahren und gerade heute wieder aktuell. Als Landgräfin auf der Wartburg achtet sie darauf, dass nur fair gehandelte und regional angebaute Speisen auf die Tafel kommen. Beim Essen fragt sie: Woher kommt heute der Wein? Wenn das Getränk den leibeigenen Bauern mit Gewalt abgepresst worden war, das Brot aber aus der fürstlichen Landwirtschaft stammte, sagte sie: Heute können wir nur essen und nichts trinken. Am anderen Tag vielleicht umgekehrt.

In einem Jahr hatte es eine Missernte gegeben. Die Bauern hatten nichts mehr. Da ließ sie die landgräflichen Kornkammern öffnen und verteilte Korn. Wie naiv, haben manche ihrer adeligen Nachbarn gedacht, dieses Gutmenschentum. Almosen helfen keinem. Aber sie hatten sich getäuscht. Die Bauern konnten säen und mit ihren Familien überleben. Es war Hilfe zur Selbsthilfe, ein Akt der Gerechtigkeit und letztlich der Erhalt der Bevölkerung.

Immer wieder nahm Elisabeth Leute in der Burg auf. Einmal sogar einen Mann

mit Lepra. Der hätte von Weitem auf Abstand dringen und um Hilfe bitten müssen, wie wir es von der Corona kennen. Elisabeth schickt ihn nicht weg, gibt ihm Essen, ein Bad und ein Bett. Sie weiß, es sind die Leute, die am schlimmsten dran sind: arm, krank und obdachlos.

Als ihr Mann nach Hause kommt, wird er von seiner wütenden Mutter, die auch im Schloss wohnte, zu dem Krankenbett gebracht: Elisabeth soll zeigen, wen sie da eingelassen hat. Sie schlägt die Decke zurück und Ludwig, ihr Mann, sieht Christus im Bett liegen. Das Bibelwort öffnete ihm die Augen: „Was ihr einem von diesen Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25). Tief bewegt sagt er zu Elisabeth: Solche Gäste kannst du mir jeden Tag ins Bett legen.

Sie sah: Hilfe muss gut organisiert werden

Elisabeth war nicht naiv. Sie half nicht nur spontan, um mal wieder ein gutes Gefühl zu bekommen. Sie sah, Hilfe muss auch gut organisiert werden. So ließ sie von ihrem Erbe ein Hospital in Marburg bauen. Es wurden Pflegekräfte angestellt. Trotzdem arbeitete sie selbst mit. Sie saß nicht am Schreibtisch, sondern fütterte Kranke, verband Wunden, wusch die schmutzigen Laken in der kalten Lahn.

Die Menschen liebten sie. Damals wie heute ist sie ein leuchtendes Vorbild für Barmherzigkeit. Manche sagen: Wir können sogar etwas von ihren Fehlern lernen. Denn eins hatte sie nicht geschafft: barmherzig mit sich selbst sein. Sie war hart zu sich. Hat ihre Bedürfnisse hintenangestellt und sogar die ihrer kleinen Kinder. So ging es früh mit ihr zu Ende. Mit nur 24 Jahren hatte sie ihre Kräfte verbraucht und starb.

Es ist ein Teil der größten Tugend: Sei barmherzig – auch zu dir selbst. Achte deine Grenzen. Sag auch mal Nein. Gib dir Raum. Verbiete dir nicht, was Spaß macht. Liebe dich selbst, wie du Gott und die Nächsten liebst. ●

*Propst i.R. Helmut Wöllein,
Marburg*

Wir brauchen die Gemeindeschwester 2.0

Bischöfin Dr. Beate Hofmann über persönliche Erfahrungen und die Kunst der Sorgenetze

Anfang September ging meine Mutter in die Kurzzeitpflege, damit mein Vater sich einer schweren Operation unterziehen konnte. Dass das so möglich wurde, verdanken wir Frau Huber, der Seniorenberaterin des Diakonischen Werkes im Wohnort meiner Eltern, 400 Kilometer von Kassel entfernt. Sie hat meine Eltern über Wochen begleitet. In mehreren Besuchen hat sie ihre Situation erkundet, hat mit mir zusammen (vergeblich!) nach einer Haushaltshilfe gesucht und zukünftige Wohnmöglichkeiten mit meinen Eltern diskutiert. Entscheidend war dabei immer die Selbstbestimmung meiner Eltern im Rahmen der gegenwärtigen Situation, die ein Leben zuhause ohne Hilfe nicht mehr erlaubt.

Früher hießen Menschen wie Frau Huber Schwester Anna oder Schwester Frieda. Sie arbeiteten als Gemeindeschwestern, kannten die Familien, die Verwandtschaftsverhältnisse und Nachbarschaften; sie konnten Unterstützung organisieren und den Teil professioneller Pflege leisten, der familiär und ehrenamtlich nicht mehr zu bewältigen war. Mit der Einführung der Pflegeversicherung 1995 verschwanden die Gemeindeschwestern. Ihre Art der ganzheitlichen Situationsbewältigung und ihre Koordinierungsfunktion ist in der detailliert geregelten Pflegefinanzierung nicht mehr vorgesehen.

*Jesus fragte:
»Was willst du, dass ich dir tun soll?«*

Jetzt bestimmen Pflegegrade, welchen Hilfebedarf jemand hat – und dann muss man selbst sehen, welcher Pflegedienst wie diesen Bedarf abdeckt oder was die Familie auffangen kann. Unterstützung wie durch unsere Frau Huber ist dabei ein Glücksfall, keine Selbstverständlichkeit.



So war das früher: Das Foto aus den 1950er-Jahren zeigt die Diakonissen Hedwig Wiederhold (links) und Erna George, die mit einem Kleinwagen des Kasseler Diakonissenhauses in Fulda im Einsatz waren

Foto: Archiv Kurhessisches Diakonissenhaus Kassel

In den Niederlanden gibt es eine private Pflegeorganisation, die in diesem Sinne arbeitet. Sie heißt Buurtzorg, auf Deutsch Nachbarschaftshilfe. Dort beginnt die Pflege mit einer Tasse Kaffee und ausführlichen Gesprächen über die Situation des Menschen, der um Unterstützung bittet. „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ Diese Frage Jesu steht auch hier am Anfang der Arbeit. Das Konzept sieht kleine Teams vor, bezogen auf ein Stadtviertel oder eine überschaubare Region.

Das Grundprinzip ist: so viel Selbsthilfe wie möglich. Der Pflegedienst übernimmt nur begrenzt Aufgaben, organisiert aber die Netzwerke, also die Familie, die Nachbarschaft, das Ehrenamt in Kirchengemeinden oder anderen Organisationen. Oft sind die Büros auch mit einer Kirche verbunden. Die Mitarbeitenden kennen ihr Viertel und fördern bewusst soziale Kontakte und Engagement. Buurtzorg lehnt das kleinteilige System von Pflegeabrechnung ab und ist nach massiven Anfangsschwierigkeiten nun so erfolgreich, dass auch die Zusammenarbeit mit Versicherungen möglich geworden ist. Die über 15.000 Pflegekräfte schätzen die hohe Selbstbestimmung, die die Pflegeorganisation bietet.

In Deutschland funktioniert so ein Ansatz noch nicht. Erste Versuche sind gescheitert. Doch ist eine Entwicklung in diese Richtung aus meiner Sicht ohne Alternativen. Die Zahl der Pflegekräfte sinkt dramatisch, das derzeitige System von Pflegeorganisation und Pflegefinanzierung wird von den Pflegekräften nicht mehr als sinnvoll empfunden und widerspricht ihrem Berufsethos. Ältere Menschen möchten so lang wie möglich zuhause leben und in der gewohnten Umgebung bleiben. Berufliche Mobilität führt dazu, dass Kinder und Enkel oft weit entfernt leben und arbeiten und die Pflege nicht leisten können.

Damit niemand durch das Sorgenetz fällt, müssen wir neue Wege gehen, das Geben und Nehmen in unseren Dörfern und Stadtvierteln zu organisieren. Kirchengemeinden und Diakonie, Ehrenamtliche und funktionierende Nachbarschaften können dabei wichtige Knoten im Sorgenetz sein, das hat sich in der Pandemie mancherorts auch gezeigt.

Jetzt gilt es, in diesem Sinne weiterzuknüpfen. ●

Bischöfin Dr. Beate Hofmann

„Sterben ist ein wichtiger Teil des Lebens“

Der ehemalige Vizekanzler Franz Müntefering im **blick**-Interview über die Pflege seiner Frau und

Der frühere Vizekanzler und Arbeitsminister Franz Müntefering (SPD) hat seine damalige Frau Ankepetra gepflegt, als sie an Krebs erkrankte, und verzichtete dafür auf seine politischen Ämter. Ankepetra Müntefering starb 2008. Im *blick*-Interview erzählt der 82-Jährige von dieser Zeit und darüber, was sich in der Pflege ändern muss. Das Interview wurde schriftlich geführt.

? Als Ihre damalige Ehefrau schwer erkrankte, haben Sie ihre Ämter als Arbeitsminister und Vizekanzler niedergelegt. Ist Ihnen das nicht unheimlich schwergefallen?

Franz Müntefering: Nein. Mir schien es so richtiger und wichtiger. Und das wurde und war es auch. Wir waren sozial gesichert, die Kinder aus dem Schulalter. Ich sage das, weil man nicht einfach ein „Vorbild“ daraus machen sollte. Oft sind die Bedingungen schwieriger. Es gab kaum Palliativ-Dienste.

? Auch bei Ihrer Mutter haben Sie eine Pflegesituation miterlebt. Wie belastend ist das für eine Familie?

Müntefering: Da habe ich viel gelernt. Auch, wie wichtig sachkundige Hilfe und Unterstützung von außen ist. Die hospizlich-palliativen Hilfen waren noch weniger entwickelt. Der Bund katholischer Frauen vor Ort machte diesbezüglich die ersten Schritte und das half uns sehr zu lernen, dass Sterben für alle Beteiligten tief wirksam ist, nicht nur für die, die sterben. Sterben ist ein Teil des Lebens, ein wichtiger.

? Und was gibt es für schöne, vielleicht erfüllende Momente?

Müntefering: „Schön“ ist so ein Wort. Aber alle Beteiligten erleben, und wenn sie wollen, lernen sie auch, zumindest genauer, wer die Sterbenden sind. Einen Menschen im und beim Sterben begleiten zu können, macht das gemeinsame Leben komplett.

Mein Vater starb plötzlich, unerwartet. Ich will nicht vergleichen: Aber leichter war das nicht, ich bin sicher, auch nicht für ihn.



Foto: epd-Bild/Jens Schülze

Nicht nur Theoretiker: Der SPD-Politiker Franz Müntefering war unter anderem Sozialminister, aber er kennt auch die Situation als pflegender Angehöriger seiner Mutter und seiner damaligen Ehefrau

? Rückblickend: Welche Unterstützung hätten Sie sich bei der Pflege ihrer Frau gewünscht?

Müntefering: Es gab palliative Hilfe, also schmerzmindernde, einige Male auch nachts, wenn ich zuhause nicht sicher war, was getan werden müsste. Aber da gibt es immer auch unerwartete Situationen. Wo möglich, sollten einige „Lernstunden Sterbebegleitung“ angeboten werden für die an den Betten, praktisch und emotional.

? Es gibt Familien, die solche Pflegearbeit nicht leisten können. Aber viele Pflegebedürftige möchten nicht in ein Heim. Wie lässt sich das Dilemma lösen?

Müntefering: Soziale Dienste populär machen und gerecht, also gut bezahlen. Zahlreiche wollen aber auch nicht in Heim oder Hospize. Etwa drei Viertel Pflegebedürftige sind zuhause. Es muss gesetzlich verboten werden, dass Menschen in

Bücher zum Thema

darüber, wie die Politik helfen kann

Heimen sterben müssen, ohne diejenigen bei sich haben zu können, die sie dringend anwesend wünschen. Mehr Hospizplätze wären hilfreich. Das gilt alles auch ohne Pandemie.

? Was muss sich an den politischen Rahmenbedingungen ändern?

Müntefering: Politik ist angewandte Liebe zum Leben, und das Sterben ist das letzte Stück Leben. Für das eigene Sterben muss sich jeder und jede selbst vorbereiten. Der Staat und die Gesellschaft können dabei nur helfen. Aber das doch.

? Als Politiker wissen Sie, dass es immer auch um Finanzen geht. Woher soll das Geld für Verbesserungen kommen?

Müntefering: Die Währung der Alten ist die Zeit. Davon haben wir reichlich. Und wer da investiert, bekommt sogar Dividende. Vor allem brauchen wir Zeit füreinander.

? Sie wissen aus eigener Erfahrung, wie wertvoll die Arbeit von Pflegekräften ist. Wie kann man diesen Beruf stärken?

Müntefering: Deutlich halten, dass das kein „Hilfsberuf“ ist, sondern dass da Meisterinnen und Meister arbeiten, die angemessen geachtet und belohnt werden müssen. Allerdings müssen alle auch bereit sein, sich zu organisieren und ihre Arbeitnehmerinteressen gewerkschaftlich wahrzunehmen. Das ist Teil unserer Demokratie, kein Egoismus. ●

Fragen: Olaf Dellit

ZUR PERSON

Franz Müntefering wurde 1940 im Sauerland geboren. Er lernte Industriekaufmann und zog 1975 erstmals in den Bundestag ein. Müntefering war Verkehrs- und Bauminister sowie später Minister für Arbeit und Soziales und Vizekanzler, SPD-Fraktionsvorsitzender und Parteichef, 2013 trat er nicht mehr zur Bundestagswahl an. Müntefering hat drei Töchter und ist in dritter Ehe verheiratet.

Bernd Giesecking: Früher hab' ich nur mein Motorrad gepflegt



Als der Vater von Bernd Giesecking stürzt, fühlt sich der Sohn in der Pflicht, den Eltern zu helfen. Wieder in sein Elternhaus ziehen, das möchte er aber doch nicht, und so wird im Garten ein Wohnwagen aufgestellt. Das mit dem Helfen ist nicht einfach, denn die Eltern sind stolz auf ihre Selbstständigkeit

und haben ihre Vorstellungen, wie alles zu laufen hat – schließlich ist es ihr Haus und der Sohn war ja bisher auch selten da. Giesecking, Autor und Kabarettist, erzählt von seinem Sommer zwischen Wohnwagen, Nachbarn und dem Fasan Johnny anschaulich, oft berührend und immer mit einer gesunden Prise Humor. ● *Olaf Dellit*
Bernd Giesecking: Früher hab' ich nur mein Motorrad gepflegt, Fischer Taschenbuch, 9,99 Euro

Gisa Klönne: Für diesen Sommer



Die Handlung ist schnell erzählt: Eine erwachsene Tochter, deren Lebensträume sich nicht erfüllt haben, kehrt in ihr Elternhaus zurück und soll sich um den alten Vater kümmern.

Das klingt nicht nach Stoff für mehr als 400 interessante Buchseiten. Doch es ist Gisa Klönne gelungen, die Geschichte spannend und facettenreich zu erzählen. Mit Rückblenden und Pers-

pektivwechseln macht sie die Haltung von Vater und Tochter gleichermaßen nachvollziehbar, behält aber die Handlungsfäden in der Hand. Am Ende hat man viel über Annäherung und Abstoßung, über Traum und Wirklichkeit, über unterschiedliche Sichten auf das Alter und darüber erfahren, wie ein Zusammenleben vielleicht doch gelingen kann. Und nebenbei spielt die nordhessische Kleinstadt Niedenstein eine kleine Rolle. ● *Olaf Dellit*
Gisa Klönne: Für diesen Sommer, Kindler-Verlag, 22 Euro

Arno Geiger: Der alte König



Wer das Buch liest, weil er einen demenzkranken Menschen zu versorgen hat, kann oft nicken, erleichtert lächeln, lernt Alltagschwere mit Humor neu betrachten.

„Die Krankheit zog ihr Netz über ihn, bedächtig, unauffällig. Der Vater war schon tief darin verstrickt, ohne dass wir es merkten.“ So schildert der Autor, wie die

Angehörigen erst spät erkennen, dass der Vater „merkwürdig“ wird. Vorwürfe, Streit, schließlich Einsicht in die Entwicklung. Geigers Roman ist leicht zu lesen, fesselnd in den Rückblenden auf das Leben des Vaters, berührend in der Wiederannäherung des Sohnes. Ausweglos ist die Erkrankung, aber Geiger zitiert die verwirrte Sprache des Vaters und damit fröhliche und helle Momente. ● *Anne-Kathrin Stöber*
Arno Geiger: Der alte König in seinem Exil, dtv, 12 Euro



Fotos: medio.tv/Dellit

Für sie ist der Beruf eine Berufung: Jeannine Poch arbeitet seit 16 Jahren bei der Diakonischen Pflege Kinzigtal in Gelnhausen-Meerholz. Inzwischen ist sie gemeinsam mit einer Kollegin auch Pflegedienstleiterin

Der liebste Lohn ist Dankbarkeit

Zu Besuch bei der Diakonischen Pflege Kinzigtal, einem Pflegedienst in Gelnhausen

Ihr Auto vermisst Anneliese Arnold aus Gelnhausen schon, aber mit 92 Jahren und einer schwer heilenden Wunde am Bein geht das mit dem Fahren nicht mehr. Aber sonst gilt für sie: „So lange ich kann, mache ich meinen Kram noch selber.“ Ein wenig Unterstützung bekommt sie für ihr Bein. Jeden Tag müssen die Kompressionsstrümpfe angezogen werden, dreimal pro Woche wird die Wunde versorgt. Dafür kommt eine Mitarbeiterin der Diakonischen Pflege Kinzigtal vorbei.

Die Wunde bei Anneliese Arnold, die auch mit einer Hauttransplantation behandelt wurde, sei schon deutlich kleiner geworden, berichtet Jeannine Poch. Die 38-Jährige arbeitet seit 16 Jahren hier in Gelnhausen, inzwischen teilt sie sich mit Ursula Gross auch die Pflegedienstleitung.

Poch hat in der ambulanten Pflege ihre Berufung gefunden, sagt sie, etwas anderes käme gar nicht infrage. Ihre Ausbildung hat sie im Krankenhaus absolviert, dazu gehörte ein Praktikumsanteil in der Pflegestation. Die Arbeit direkt an Patientinnen und Patienten und die große Verantwortung, die die Pflegenden tra-

gen, das sei genau das Richtige für sie. Im Gegensatz zum Krankenhaus sei bei ihren Einsätzen kein Arzt da. Deswegen müssten die Pflegenden medizinisch sehr fit sein: „Man muss auf den ersten Blick erkennen, wenn etwas nicht in Ordnung ist.“

Wenn Patienten etwa nach einer Operation wieder nach Hause kommen, müsse eine Pflegerin eine Entzündung der Narben oder sogar eine Sepsis – eine Blutvergiftung – erkennen können und den Arzt alarmieren.

„Man muss auf den ersten Blick erkennen, wenn etwas nicht in Ordnung ist.“

Aber es geht längst nicht nur um Medizin. Poch erzählt, wie sie einer Patientin am Wochenende eine Insulinspritze geben sollte – von der Pflegekasse sind dafür vier Minuten vorgesehen. Ausnahmsweise waren keine Angehörigen in der Nähe. Poch bemerkte, dass der Blutzuckerspiegel der Patientin gefährlich niedrig war, sie musste dringend etwas essen. Und die Pflege-

rin wusste, es würde nicht reichen, einfach etwas hinzustellen. Die Dame würde das mit dem Essen umgehend vergessen, wenn sie nicht bei ihr blieb. Das Zeitbudget war damit natürlich gesprengt, aber das lasse sich meist an anderer Stelle ausgleichen, notfalls springe eine Kollegin ein.

Gerade in den ersten Berufsjahren sorgte die große Verantwortung auch mal für Unsicherheit, erinnert sich Jeannine Poch und erzählt vom Fall einer 104-Jährigen. Diese habe sehr große Wunden Stellen gehabt und sei völlig abgemagert gewesen, doch der Arzt habe behauptet, sie leide keine Schmerzen. „Dabei wimmerte sie schon, als ich unten zur Tür reinkam“, erinnert sich die Pflegerin. Möglicherweise seien die Angehörigen einfach überfordert gewesen, doch sie habe das wütend gemacht. „Das ist uns allen im Team sehr nahegegangen.“

Zum Glück gelinge es ihr, zuhause in der Familie – Jeannine Poch hat einen Ehemann, zwei Töchter, Hund, Katze und Kaninchen – abzuschalten und auf andere Gedanken zu kommen. Wenn es passt, geht sie als Ausgleich in ein Fitnessstudio.

Aber vor allem gibt es die vielen Momente, die für Jeannine Poch den Beruf zur Berufung machen. „Ich habe so viele dankbare Menschen erlebt“, sagt sie. Besonders eindrücklich sei es, einem Sterbenden die Hand zu halten. Es sei für viele Menschen ungemein wichtig, zuhause sterben zu können.

Die größte Dankbarkeit habe sie erlebt, als ein Patient nach einer schweren Operation nach Hause kam. Sie ahnte, im Gegensatz zu den Ärzten, dass er noch am selben Tag sterben würde und sagte das den Angehörigen. So standen der Sohn mit Ehefrau und der Enkel am Sterbebett, Poch hatte den Abschied ermöglicht.

»Ich hätte im Leben nicht gedacht, dass ich mal in diese Position komme.«

Sie und ihre Pflegedienstkollegin Ursula Gross lieben diesen Beruf, das wird im Gespräch schnell klar. Umso mehr Sorgen machen sie sich um die Zukunft, denn Nachwuchs fehlt in der Branche bekanntlich. Durch Corona habe sich das Problem verschärft, da in der Berichterstattung viel über die hohe Belastung in Pflegeberufen zu hören und lesen gewesen sei. Für die Diakonische Pflege Kinzigtal ist das ein



Anneliese Arnold (92)

Antrieb, selbst Pflegefachkräfte auszubilden. Jeannine Poch hat den Ausbildungschein absolviert, erzählt sie. Viele Menschen wüssten zwar, dass die Ausbildung in Krankenhäusern und Pflegeheimen möglich ist, die Ausbildungsplätze bei Pflegediensten seien weniger bekannt.

Mit der Ausbildung sei das Lernen keineswegs beendet, sagt die erfahrene Fachkraft. „Es gibt keinen anderen Beruf, wo man ständig so viel Neues lernt“, glaubt sie. Ihr Berufsleben könnte ein Beleg dafür sein. So hat sie sich zur Wundexpertin fortbilden lassen, bildet jetzt selbst Nachwuchs aus und wuchs in die Pflegedienstleitung hinein: „Ich hätte im Leben nicht gedacht, dass ich mal in diese Position komme.“

Etwas anderes hätte Anneliese Arnold nicht geglaubt, wie sie erzählt; nämlich dass sie so alt werden würde. Sie berichtet von Krankheiten und Operationen, die sie in ihrem Leben überstanden hat. Sie erzählt im Dialekt ihrer Heimat von ihrem Mann und wie sie in der US-Kaserne gearbeitet und „500 Tassen Kaffee in der Rushhour“ aufgebraut habe.

Über den Pflegedienst findet sie nur lobende Worte. Es sind diese Menschen, die es der 92-Jährigen ermöglichen, noch gut in der eigenen Wohnung zu leben und nur Hilfe anzunehmen, wenn es unbedingt sein muss. Denn, wie Anneliese Arnold es ausdrückt: „Ich bin so ein Kerl, der es lieber selber macht.“ ● *Olaf Dellit*

www.diakonische-pflege.de

DIAKONISCHE PFLEGE KINZIGTAL

Die Diakonische Pflege Kinzigtal ist aus einer Einrichtung von Diakonissen, evangelischen Ordensschwwestern, entstanden und blickt auf eine 130-jährige Tradition zurück. Nach Angaben von Ursula Gross versorgt der Pflegedienst 110 Menschen in Gelnhausen und Umgebung, 24 Menschen arbeiten dort. Getragen wird die Pflegeeinrichtung von den evangelischen Kirchengemeinden Linsengericht, Gelnhausen und „Auf dem Berg“ (Roth). Standort ist im Schloss Gelnhausen-Meerholz.

Stück für Stück in die Verantwortung

Anna Zahurska aus der Ukraine lässt sich zur Pflegerin ausbilden

Am liebsten hätte Anna Zahurska Medizin studiert, doch das war in ihrer ukrainischen Heimat zu teuer. So wagte sie vor drei Jahren einen großen Schritt und kam nach Deutschland – noch bevor die russische Armee die Ukraine überfiel. Wenn man der 22-Jährigen begegnet, kommt man kaum aus dem Staunen heraus, wie gut ihr Deutsch schon ist.

Seit knapp einem Jahr absolviert Zahurska ihre Ausbildung zur Pflegefachkraft, die drei Jahre lang dauert, im Krankenhaus. Eine Praxisstation in der Ambulanten Pflege gehört dazu, sie arbeitet in der Diakonischen Pflege Kinzigtal mit. Die Arbeit mit Menschen mache ihr Freude, sagt sie: „Es macht mich glücklich, wenn meine Patienten glücklich sind.“ Wohin ihr beruflicher Weg sie genau führen

werde, sei noch offen. Als einen der bisher schönsten Momente in der Ausbildung beschreibt sie, als sie ein Neugeborenes im Arm halten durfte. Stück für Stück mehr zu lernen und Verantwortung zu übernehmen, das sage ihr zu.

Auch privat trägt sie die, denn ihre Mutter und der Bruder sind vor dem Krieg geflohen und wohnen jetzt in ihrer Nähe. Anna Zahurska bangt um ihren Vater, der bleiben musste. Er transportiere Hilfsgüter und sei mehrfach nur knapp dem Tod entronnen. Der Drang zu helfen, liegt wohl in der Familie. ● *Olaf Dellit*



Arbeit mit Menschen liegt ihr: Anna Zahurska freut sich über glückliche Patienten

Kurz erklärt: Pflegebegriffe

Fachbegriffe sind wie eine neue Sprache – ein Überblick über wichtige Pflegebegriffe

Wer Angehörige pflegt oder sich um die eigene Pflege kümmert, landet schnell in einer Welt der Bürokratie mit ganz eigenen Begriffen. Einige davon erklären wir hier.

Antrag Wer gesetzlich versichert ist, stellt den Antrag auf Pflegeleistungen bei der Pflegekasse, für privat Versicherte ist deren Krankenversicherung zuständig.

Beratungsbesuch Wenn bereits ein Pflegegrad besteht, wird dieser viertel- bzw. halbjährlich überprüft und möglicherweise angepasst. Bei den Gesprächen, derzeit zum Teil telefonisch, können Angehörige oder Pflegedienst-Mitarbeitende anwesend sein.

Betreuungsverfügung Wer soll die Betreuung übernehmen, wenn man plötzlich auf Hilfe angewiesen ist? Die Betreuungsverfügung hält die eigenen Vorstellungen und Wünsche über die Pflege und Betreuung fest.

Entlastungsbetrag Er beträgt 125 Euro und muss beantragt werden. Das Geld darf nur für bestimmte Zwecke, zum Beispiel Kurzzeitpflege oder Alltagsbegleitung (siehe rechte Seite) genutzt werden.

Familienpflegezeit Wer nahe Angehörige pflegt, kann die Arbeitszeit über einen Zeitraum von maximal 24 Monaten auf bis zu 15 Wochenstunden reduzieren.

Pflegegrad Es gibt fünf Pflegegrade, die nach der Selbstständigkeit und den Fähigkeiten der Betroffenen definiert werden. Bei der Begutachtung wird unter anderem nach Mobilität, geistigen Fähigkeiten und sozialen Kontakten geschaut.

Pflegezeit Im Gegensatz zur Familienpflegezeit (siehe dort) können pflegende Angehörige bis zu sechs Monate vollständig aus dem Beruf aussteigen oder reduzieren.

Kurzzeitpflege Wenn die Pflege zuhause zeitweilig nicht möglich ist, etwa bei nötigen Umbauten der Wohnung, können Pflegebedürftige kurzfristig in einer entsprechenden Einrichtung betreut werden.

Patientenverfügung Hier werden Behandlungswünsche für den Fall festgelegt, dass man sich selbst nicht mehr äußern kann. Beratungsstellen helfen auf Wunsch beim Ausfüllen. Die Verfügung sollte regelmäßig aktualisiert werden.

Pflegeberatung Wohlfahrtsverbände wie die Diakonie und die Caritas, Berater und Beraterinnen der Pflegekassen und an Pflegestützpunkten bieten diese für (zukünftige) Pflegebedürftige und Angehörige an. Der Hilfebedarf wird ermittelt und ein Versorgungsplan aufgestellt. Die Beratung kann auch telefonisch stattfinden. Für Privatversicherte gibt es ein entsprechendes Angebot der Compass-Pflegeberatung.

Verhinderungspflege Sie ist so etwas wie eine Urlaubs- oder Krankheitsvertretung, wenn die private Pflegeperson ausfällt. Das kann ein Pflegedienst, eine ehrenamtliche Pflegekraft oder auch eine Einrichtung übernehmen. Ab Pflegegrad 2 wird die Pflege so gewährleistet.

Vorsorgevollmacht Wer trifft rechtliche Entscheidungen, wenn jemand das nicht mehr selbst tun kann? Das regelt die Vorsorgevollmacht. Wenn eine solche vorliegt, kann vermieden werden, dass ein Gericht eine „rechtliche Betreuung“ einsetzt. Für

das Aufsetzen einer Vollmacht sollte man sich genau informieren (siehe Infokasten).

Widerspruch Gegen Bescheide der Pflegekasse kann innerhalb eines Monats Widerspruch eingelegt werden. Das muss schriftlich, am besten als Einschreiben mit Rückschein, erfolgen. Ein formloses Schreiben genügt, eine detaillierte Begründung kann nachgereicht werden.

Zinsloses Darlehen Wer für die Pflege ganz oder teilweise aus dem Beruf aussteigt, hat die Möglichkeit auf ein zinsloses Darlehen vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben. ●

Celia Baumgart

INFOKASTEN

Infos des Bundesfamilienministeriums:
www.wege-zur-pflege.de
 Das Pflegetelefon des Bundesfamilienministeriums bietet Beratung und Hilfe für Angehörige. Erreichbar montags bis donnerstags von 9 bis 18 Uhr
 Tel. 030 / 20 17 91 31

Ratgeberseite der Diakonie:
www.hilfe.diakonie.de/pflege-zu-hause



Die Broschüre „Nicht(s) vergessen. Gut vorbereitet für die letzte Reise“ gibt zahlreiche Impulse und Hilfen. Der Sammelordner hilft beim Sortieren

persönlicher Unterlagen. Kostenlos zu bestellen, Spende erbeten.
 Telefon: 0561/937285
 E-Mail: sonderseelsorge@ekkw.de
www.nichtsvergessen.de

Pflegegrad

Entlastungsbetrag

Pflegeberatung

Patientenverfügung

Kurzzeitpflege
Pflegezeit

Verhinderungspflege

Widerruf

Vorsorgevollmacht



Gelb gewinnt: Die 85-jährige Edith Scharnhorst spielt „Mensch ärgere dich nicht“ gegen Alltagsbegleiterin Jennifer Freudenstein

Sie helfen, wenn die Angst kommt

Alltagsbegleiterinnen haben Zeit für Gespräche, Spiele und vieles mehr

Schon wieder liegen die sechs Würfelaugen oben. Ganz klar: Edith Scharnhorst hat einen Lauf. Die Spielfiguren tanzen förmlich über das Mensch-ärgere-dich-nicht-Brett, bis die 85-Jährige den letzten Stein ins Häuschen gesetzt hat. Ihre 29-jährige Mitspielerin Jennifer Freudenstein hat keine Chance.

Die beiden Frauen sitzen an Scharnhorsts kleinem Tisch in der Seniorenwohnanlage am Lindenberg in Kassel. Nach dem klaren Sieg der Seniorin packt Freudenstein das Spiel zusammen und begleitet sie ins benachbarte Pflegeheim zum Mittagessen – und später wieder zurück.

Am Nachmittag endet der Arbeitstag der 29-Jährigen. Sie arbeitet 25 Stunden pro Woche als Alltagsbegleiterin, spielt mit älteren Menschen, geht mit zum Arzt und hat Zeit für Gespräche. Ursprünglich war sie Frisörin, erzählt Freudenstein, doch als sie Mutter wurde, wollte sie mehr für ihre Kinder da sein. Nun hat sie, das wird im Gespräch deutlich, eine Arbeit gefunden, die sie ausfüllt.

Zwei solche Begleiterinnen arbeiten beim Pflegedienst Convivo in Kassel. Beide

haben eine Weiterbildung im Umfang von mindestens 160 Stunden zur Betreuungsassistentin absolviert, erklärt Pflegedienstleiterin Marion Armbröster, die auch für das Betreute Wohnen mit 220 Wohnungen zuständig ist.

Für genau solch ein Angebot wie die Alltagsbegleitung zahlt die Pflegeversicherung einen „Entlastungsbetrag“, der dafür eingesetzt werden kann, erläutert Armbröster. In der Regel könne damit eine Stunde pro Woche finanziert werden. Natürlich kann auch mehr gebucht werden.

»Es geht darum, Zeit mit den Menschen zu verbringen.«

Viele Menschen in den Wohnungen am Lindenberg hätten keine oder ferne Angehörige und seien einsam. Dann kommen die Begleiterinnen und bieten das an, was zu den Betroffenen passt – und das in der gewohnten Umgebung. Oft sind es Dinge, die bei den Senioren in ihrem bisherigen Leben eine Rolle gespielt haben. Armbröster erzählt von Männern, die jeden Samstag ihr Auto gewaschen haben. Mit ihnen könne eine Begleiterin dann eben am Samstag einen Wagen auf Hochglanz bringen, selbst wenn der alte Mann längst nicht mehr Auto fahren kann.

Begleitung, Beschäftigung, Beaufsichtigung – so nüchtern werden die Aufgaben der Alltagsbegleiterin im Gesetz be-

schrieben. Marion Armbröster sagt es so: „Es geht darum, mit den Menschen Zeit zu verbringen.“ Jennifer Freudenstein stellt manchmal mit Edith Scharnhorst den Einkaufszettel zusammen. Dann sucht die alte Dame im Einkaufsprospekt Dinge heraus, die sie braucht; später wird der Kühlschrank gemeinsam eingeräumt.

Jennifer Freudenstein sagt, sie lerne in ihrem Job viel von den alten Menschen. So sei ihr bald klargeworden, welche große Rolle Angst im Alter spiele – besonders wenn die Sinne schwächer werden. Sorge vor der Treppe, weil die Augen nachlassen oder Angst, das Haus zu verlassen. Dann sind die Alltagsbegleiterinnen da, um Sicherheit zu geben.

Dazu sei ein Vertrauensverhältnis wichtig, erläutert Armbröster, manchmal könnten dann auch Traumata aus einem langen Leben zur Sprache kommen, die lange unterdrückt wurden. Dieses Vertrauensverhältnis ist bisweilen zuverlässiger als das Gedächtnis, hat Freudenstein festgestellt. Nach einem Urlaub könne sich Edith Scharnhorst manchmal nicht an den Namen der Begleiterin erinnern; aber ihre Reaktion zeige, dass sie die Verbindung zu der jungen Frau trotzdem spürt.

Und selbst wenn der Name mal kurz aus dem Gedächtnis entschwunden ist; bei „Mensch ärgere dich nicht“ macht Edith Scharnhorst so schnell niemand was vor. Da tanzen die Spielfiguren und eine Sechsnach der anderen fällt. ● *Olaf Dellit*



Marion Armbröster

Dinge erleben, die sonst nicht gingen

Tagsüber versorgt und abends zuhause: Ein Besuch in der Tagespflege in Hofgeismar

Im Andreas-Möhl-Haus, zweiter Stock, geht es morgens um neun Uhr munter zu: Lebhaft begrüßen sich die Gäste, finden sich an hübsch gedeckten Tischen zusammen und warten darauf, dass die Frühstücksteller serviert werden: Obst, belegte Brotstücke, kleingeschnittenes Gemüse, Schinken- oder Käsehäppchen.

Walter Blumenstein (94) und Rosa Hodek (90) sind zwei der 24 Besucher in der Tagespflege II der Evangelischen Altenhilfe Gesundbrunnen Hofgeismar an diesem Morgen. Blumenstein kommt bereits etliche Jahre mehrmals die Woche, Rosa Hodek ist seit Kurzem dabei.

Wenn sie hier die erste Mahlzeit einnehmen, haben sie bereits eine Busfahrt hinter sich. Jeden Morgen holen fünf Fahrer mit Kleinbussen die Gäste zuhause ab, berichtet Susanne Heuser, stellvertretende Pflegedienstleiterin. Was davor zu tun ist – aufstehen, waschen, anziehen, eventuelle Medikation oder Versorgung – wird allein oder mithilfe des ambulanten Pflegedienstes erledigt. Im Möhl-Haus werden die Tagesgäste, von denen manche einmal, wenige auch jeden Tag in der Woche kommen, dann von drei bis fünf Pflegerinnen und Pflegern umsorgt, je nach Bedarf.

In den hellen Räumen – der ehemalige Wohntrakt wurde 2016 modernisiert – mit bequemen Möbeln und den rollstuhlgerechten Gängen findet ein Großteil des Tagesprogramms statt: vom Essen bis zum Mittagsschläfchen alles wie zuhause, nur geselliger.



In der Tagespflege: Susanne Heuser und Klaus Vering

So sorgen die Pfleger vor allem mit einem immer wiederkehrenden Rhythmus und der immer gleichen Sitzordnung dafür, dass sich jede und jeder gut zurechtfindet. Susanne Heuser: „Um zehn Uhr beginnen wir mit Handgymnastik, da freuen sich schon alle drauf. Dann singen wir ein bis zwei Lieder und lesen die Losung.“ Das wirke wie ein „kleiner Schubs“ in den Tag.

Basteln, einkaufen, Spaziergänge

Wenn alle mobilisiert sind, beginnen gegen 11 Uhr die Gruppen; man kann spielen, im Handwerksraum basteln oder auch spazieren gehen. Beliebt sind außerdem Sportangebote und natürlich Ausflüge. Klaus Vering, Leiter des Altenhilfe-Zentrums, nennt dafür ein wichtiges Kriterium: „Wer hierher kommt, muss eins können: Bus fahren.“ Denn nicht nur morgens werden die Gäste samt Rollstühlen und Rollatoren gefahren, auch für Ausflüge müssen Tagesgäste bus-fit sein. Ist das aber gegeben, erleben die Besucher Dinge,

die sie privat nicht mehr schaffen würden. So genießen es manche besonders, wenn gemeinsam eingekauft wird.

Dass sie trotz Pflegebedarfs so lange wie möglich zuhause wohnen bleiben können, ist auch ein Anliegen der Tagespflege. Klaus Vering: „Wir möchten das fördern und darum fordern wir die Besucher auch, um ihre Selbstständigkeit zu erhalten.“ Die Kosten trägt, je nach Pflegegrad, die Kasse – und es muss privat zugezahlt werden.

Um 12 Uhr ist es Zeit fürs Mittagessen, zuvor wird ein Gebet gesprochen. Anschließend dürfen sich alle in Ruheräume auf Betten oder in bequeme Sessel zurückziehen, bevor später das Programm weitergeht. Rosa Hodek lobt, dass ein freundlicher Ton herrsche hier in der Tagespflege. Sie freut sich vor allem darüber, dass sie eine alte Freundin wiedergetroffen hat, die montags herkommt: „Mit der kann ich Platt sprechen!“ Walter Blumenstein, der früher ehrenamtlich Chöre geleitet hat, schätzt das Singen in der Gruppe und lobt das „gute Klima“ unter den Betreuern.

Damit Tagespflege und Angehörige gut „miteinander verzahnt“ sind, fanden vor Corona regelmäßig Angehörigen-Treffen statt, die bald wieder aufgenommen werden sollen. Jetzt läuft die Kommunikation mit Angehörigen über Notizhefte und Whatsapp. Alles individuell zugeschnitten, wie das gesamte Programm nach dem Motto „Tagsüber gut versorgt und abends zuhause“. ● *Anne-Kathrin Stöber*

Im Gespräch: Susanne Heuser, stellvertretende Pflegedienstleiterin, unterhält sich mit Rosa Hodek und Walter Blumenstein



Demenz: Nicht bewerten, nicht korrigieren

Tatjana Scholz erklärt die Validation, eine Methode zum Umgang mit Betroffenen

Beim Umgang mit Menschen, die unter Demenz leiden, tauchen viele Fragen auf. Wie schaffen wir eine Brücke in die Vergesslichkeit? Wie kann man sich im Alltag besser helfen, sodass der gemeinsam erlebte Tagesablauf erträglicher wird und man nicht die Nerven verliert bei all den Belastungen? Ja, wie schaffen wir es vielleicht, den Alltag sogar wieder als positiv oder schön zu empfinden?

Unter Validation versteht man einen respektvollen, wertschätzenden und urteilsfreien Umgang mit Menschen mit Demenz. Naomi Feil, die Begründerin der Methode, geht davon aus, dass Demenz nicht nur aufgrund der Veränderungen im Gehirn entsteht, sondern mit der gesamten Lebensgeschichte des Menschen zu tun hat.

Wenn man mehr weiß über diese Menschen, wenn man versteht, was in ihnen in der letzten Lebensphase vorgeht, dann fällt der Umgang mit ihnen sehr viel leichter. Validation ist Beziehungsarbeit, die auf Einfühlungsvermögen/Empathie basiert und auf die individuellen Bedürfnisse und Gefühle des Menschen mit Demenz eingeht.

Das wichtigste Prinzip lautet: Jedes Verhalten hat seinen Grund.

Elf Validationsprinzipien helfen uns dabei, den Menschen besser zu verstehen und unser Handeln danach auszurichten. Das wohl wichtigste Prinzip lautet: Jedes Verhalten hat seinen Grund.

Den Menschen so anzunehmen, wie er ist, ohne das, was er tut, infrage zu stellen, zu bewerten oder gar korrigieren zu wollen, ermöglicht uns einen Zugang zu ihm. So werden wir die Zusammenhänge und all das, was hinter dem auffälligen Verhalten steckt, besser verstehen.

Menschen mit Demenz weisen häufig ganz spezifische Verhaltensweisen auf, dazu gehören:

- Verwirrtheit
- ständiges Wiederholen



Foto: privat

ZUR PERSON

Tatjana Scholz (57) hat nach zehnjähriger Arbeit in der Pflege Naomi Feil, Begründerin der Validationsmethode, kennengelernt. „Das veränderte meine Einstellung und meinen Umgang mit Menschen mit Demenz von Grund auf“, sagt sie. Heute ist Tatjana Scholz zertifizierte Validations-Trainee und gibt ihre Erfahrungen an Angehörige, Pflege- und Betreuungskräfte weiter. Die Methode der Validation könne im Alltag wirklich helfen, sagt Tatjana Scholz.

Kontakt: info@validation-scholz.de

- Unruhe
- Aggressionen
- Rückzug oder weglaufen/hinlaufen.

Naomi Feil teilt die Demenz in vier Phasen ein. Jede Phase weist ganz spezifische Merkmale auf.

Welche Technik zum Einsatz kommt, hängt ganz davon ab, in welcher Phase sich der betroffene Mensch befindet. Je fortgeschrittener die Demenz, desto non-verbaler werden die Techniken.

Was können Angehörige tun?

Am schwierigsten ist es oft in der ersten Phase, wenn zum Beispiel jemand nach Hause will, obwohl er gerade bei

sich auf dem eigenen Sofa sitzt. Was kann man dann als Angehöriger oder Angehörige tun?

- 1. Atmen Sie erst einmal tief durch**, sammeln Sie sich und nehmen Sie über Empathie wahr, was dahinterstecken könnte. Fühlt sich der betreffende Mensch in der Situation vielleicht fremd, unsicher oder überreizt?
- 2. Beobachten Sie die Person gut** und passen Sie sich an sie und ihr Verhalten an. Das hilft Ihnen dabei, sich in ihre Stimmung zu versetzen.
- 3. Geben Sie ihr Raum** für ihre Bedürfnisse und Gefühle, indem Sie Fragen stellen: Wo ist denn dein Zuhause? Wie sieht dein Zuhause aus? Wartet dort jemand auf dich? Lassen Sie dem Menschen ausreichend Zeit, auf diese Fragen zu antworten und gehen Sie auf das, was er erzählt, ein. Holen Sie ihn in seiner Realität ab, so wird er sich angenommen und verstanden fühlen und das auffällige Verhalten wird nachlassen.
- 4. Kehren Sie zu ihren eigenen Bedürfnissen, Gedanken und Gefühlen zurück**, damit sie sich nicht im Anderen verlieren. ●

Tatjana Scholz

BUCH- UND VIDEOTIPP

Tatjana Scholz hat einen Buchtipps für Menschen, die sich genauer in das Thema einlesen wollen.

Vicki de Klerk-Rubin: Mit dementen Menschen richtig umgehen – Validation für Angehörige. (Ernst-Reinhardt-Verlag, 128 Seiten, 18,90 Euro).

Die Niederländerin ist Krankenschwester in Den Haag und die Tochter von Naomi Feil. Sie entwickelt das Validations-Prinzip weiter und betreut in Europa entsprechende Institute. Auf www.youtube.com gibt es hilfreiche Videos auf dem Kanal „Validation Training Institute-German“

Würdevoll zuhause leben

Martin Müller (Diakoniestationen Kassel) im *blick*-Interview



Foto: medio.tv/Dellit

Wer zuhause Angehörige pflegt, kann sich dabei helfen lassen. In den Kasseler Diakoniestationen arbeiten 330 Menschen, um solche Hilfe zu leisten. Geschäftsführer Martin Müller spricht im *blick*-Interview über die Herausforderungen und Chancen dieser Arbeit.

? Die meisten Menschen wollen am liebsten zuhause alt werden. Stimmt dieser Eindruck?

Martin Müller: Ja, das trifft zu. Die meisten Menschen ziehen das Leben zuhause der stationären Langzeitpflege vor. Dieser Trend verstärkt sich in letzter Zeit noch.

? Woran liegt das?

Müller: Die Möglichkeiten, zuhause selbstständig zu leben, haben sich deutlich verbessert durch differenzierte Hilfsangebote und Möglichkeiten, altersgerechte Lebensbedingungen zu schaffen – etwa durch eine Wohnraum-Anpassung.

? Also Umbauten, Treppenlifte und ähnliches.

Müller: Genau. Auch das Wohnumfeld wird zunehmend barrierefrei gestaltet. Die Altenhilfeplanung stellt das Wohnquartier in den Fokus. Dies entspricht dem Wunsch vieler älterer Menschen, auch mit Hilfebedarf selbstständig und sozial integriert zu leben.

? Welche Hilfsangebote gibt es dafür von Ihnen?

Müller: Neben der ambulanten Pflege bieten wir Alltagshilfen an, Unterstützung bei der Haushaltsführung und Betreuungsangebote, aber auch die Unterstützung von Menschen mit Demenz. Sehr wichtig ist die Pflegeberatung; mit 1.200 Kunden sind wir der größte Anbieter in der Region. Wir beraten Familien, wie sie eine Pflegesituation am besten gestalten können – bis hin zur Wohnungsanpassung. Um Familien zu entlasten, haben wir auch die Tagespflege im Portfolio. So leben die pflegebedürftigen Menschen zuhause, besuchen aber tageweise eine solche Einrichtung.

? Das heißt, Sie haben die Angehörigen mit im Blick?

Müller: Angehörige tragen die Hauptlast der Pflege. Das hat sich in Pandemie-Zeiten sogar noch verstärkt. Wir haben unser Leistungsangebot immer auch so verstanden, dass wir Angehörige und Zugehörige – manchmal sind es auch Nachbarn – mit unseren Hilfeleistungen unterstützen.

? Als evangelischer Träger sind Sie der Nächstenliebe verpflichtet. Wie äußert sich das im Alltag?

Müller: Wir haben mit unseren Mitarbeitenden ein am christlichen Menschenbild orientiertes Leitbild erarbeitet und daraus Verhaltensrichtlinien für den Umgang mit unseren Kundinnen und Kunden abgeleitet. Und wir orientieren uns nicht am Renditeprinzip. Wir wollen auch dort ein Hilfsangebot unterbreiten, wenn es sich um Menschen handelt, die man nicht betreuen würde, wenn man rein betriebswirtschaftlich dächte. Wir möchten ein würdevolles Leben zuhause ermöglichen.

? Sie müssen aber auch wirtschaftlich arbeiten. Ist das ein Widerspruch?

Müller: Wir stoßen an Grenzen, wo wir gerne noch mehr tun würden, es jedoch an der Refinanzierbarkeit mangelt. In der Pflege wird aber generell in einer Mischkalkulation gearbeitet; da müssen wir einen guten Ausgleich hinbekommen.

? Mischkalkulation heißt, Sie können an einer Stelle mehr Zeit aufwenden, wenn sie diese anderswo einsparen?

Müller: Ja. Wir versuchen, auch unter wirtschaftlich und personell schwierigen

ZUR PERSON

Martin Müller (64) ist seit 1997 Geschäftsführer der Diakoniestationen in Kassel, zu denen inzwischen auch Baunatal und Niestetal gehören. Müller ist verheiratet und dreifacher Vater. Er hat Diplom-Sozialarbeit studiert und sich in Sozialmanagement fortgebildet.
www.diakoniestationen-kassel.de

Bedingungen individualisierte Pflegekonzepte umzusetzen. Das ist keine Pflege von der Stange, wo jedem die gleiche Zeit zur Verfügung gestellt wird. Wir schauen, was die Menschen brauchen. Manche Ansprüche gehen jedoch weit über das hinaus, was Pflege leisten kann.

? Was muss sich aus Ihrer Sicht im Gesundheits- und Pflegesystem ändern?

Müller: Wir benötigen eine grundlegende Reform der Pflegeversicherung, die den tatsächlichen Bedarfen der Menschen, der demografischen Entwicklung und den Refinanzierungserfordernissen entspricht. Und dem Personalmangel wird man nur begegnen können, wenn sich die Bedingungen – also auch die Bezahlung – deutlich verbessern. Die Pflegeversicherung als Teilkasko-Lösung mit immer höheren Eigenanteilen der Leistungsbezieher hat so keine Zukunft.

? Sie haben den Personalmangel angesprochen. Wie schwierig ist die Lage?

Müller: Es ist tatsächlich dramatisch. Der Pflegeberuf muss bei jungen Menschen und beim Wiedereinstieg zum Beispiel nach einer Familienphase deutlich attraktiver werden. Zunehmend Sorge macht uns die Konkurrenz der Pflegeeinrichtungen, da finden massive Abwerbungen statt.

? Pflege ist ein anstrengender Beruf, ist es auch eine schöne Aufgabe?

Müller: Gerade in der ambulanten Pflege gibt es viele Möglichkeiten, selbstständig zu arbeiten und Verantwortung zu übernehmen. Der direkte Austausch mit Menschen macht den Reiz der Pflege aus. Das bringt auch viel Lebenszufriedenheit. Ich höre immer wieder von Mitarbeitenden: „Ja, ich bin mental und physisch gefordert, aber ich bekomme viel zurück.“ Und kein Tag ist wie der andere. ● *Fragen: O. Dellit*



Foto: medio.tv/Schauderna

Rund um die Uhr erreichbar: Susanne Siegart (links) und Anke Licht arbeiten beim Palliativteam im Kasseler Königstor

Damit keiner alleine gelassen wird

Spezialisierte ambulante Palliativversorgung: Mit schwerer Krankheit zuhause leben

Schwerkranke Menschen zuhause zu versorgen, braucht Unterstützung – nicht nur in der Sterbephase, sondern teilweise lange davor. So wird eine Krankenhauseinweisung vermieden und Angehörige können sich sicher fühlen. Dafür gibt es seit vielen Jahren die spezialisierte ambulante Palliativversorgung, kurz SAPV, auch „Palli-Teams“ genannt.

Kassel verfügt über drei solche Teams, eines davon ist das „Palliative Care Team Königstor“, das bereits 2004 von weitergebildeten Pflegefachkräften, Ärzten und Ärztinnen mit dem Ziel gegründet wurde, unheilbar erkrankten Menschen zuhause zur Seite zu stehen mit Begleitung und medizinischer Behandlung.

Alle Mitarbeitenden haben jahrelange Erfahrung mit Schwerkranken und können ihnen eine Betreuung in vertrauter Umgebung ermöglichen. Susanne Siegart und ihre Kollegin Anke Licht, ebenfalls Krankenschwester und Palliativfachkraft,

berichten von den Voraussetzungen für ihren Einsatz.

„Nicht jeder Sterbende benötigt spezialisierte Palliativversorgung“, sagen sie. Es geht um unheilbare, weit fortgeschrittene Erkrankungen mit heftigen Symptomen und großem Betreuungsbedarf. „Viele unserer Patienten leiden an einer Krebserkrankung – aber bei Weitem nicht alle. Zu unserem Alltag gehört die Betreuung von Patienten mit neurologischen und internistischen Erkrankungen ebenso wie die Versorgung von Demenzkranken.“ Alle Kosten für die SAPV trägt die Krankenkasse.

„Ein wertvoller, aber auch schwerer Beruf.“

Der Hausarzt, Facharzt, der Bereitschaftsarzt oder in vielen Fällen bereits der behandelnde Krankenhausarzt stellt die Verordnung aus – so ist eine nahtlose Versorgung sichergestellt, und das bei 24-stündiger Rufbereitschaft. Wenn die Symptome und Beschwerden gut behandelt sind und sich die Angehörigen sicher fühlen, kann der Hausarzt die Versorgung wieder allein übernehmen.

Das Palli-Team versorgt immer zusätzlich zu Hausarzt und Pflegedienst, vermittelt symptomlindernde Therapien, gibt Tipps, unterstützt Angehörige und Pfl-

gende, zieht gegebenenfalls Hospizdienst, Seelsorger und Physiotherapeuten hinzu. Es gibt Sicherheit durch Erfahrung und den Satz: „Wir lassen Sie nicht allein.“ In den meisten Fällen, so berichten die Mitarbeitenden, wachsen die Familien über sich hinaus, wenn sie nach anfänglicher Unsicherheit und der bängigen Frage „Schaffe ich das?“ genug Unterstützung erfahren.

Im Gegensatz zur Intensivstation, wo Susanne Siegart lange gearbeitet hat, sei es in der Häuslichkeit einfacher, das Ende in Würde und Autonomie zu gestalten – so braucht einer eher die Ruhe, ein anderer möchte die Hände gehalten haben, einer will alleine sein, andere wünschen Klangmassage: Die Palli-Versorgung hält viele Bausteine bereit.

In den Tagen, Wochen oder auch nur Stunden der Betreuung entsteht großes Vertrauen zwischen den Sterbenden, ihren Angehörigen und dem SAPV-Team. Das Team sei eine hoch professionell arbeitende Gruppe von Spezialisten, geschult in Kommunikation und selbst durch Supervision entlastet. Ein „wertvoller, aber auch schwerer Beruf“, sagt Susanne Siegart. Dennoch – dass Menschen andere beim Sterben begleiten, sei „etwas Uraltes“. Und für Susanne Siegart und ihr Team, die mit Leidenschaft schwer kranke Menschen unterstützen, „das Beste, was es gibt“. ●

Anne-Kathrin Stöber

INFOKASTEN

Übersicht über ambulante Palliativteams in Hessen auf der Seite des Fachverbands: www.fachverband-sapv.de
Eine Auflistung der Mitglieder des Hospiz- und Palliativverbands Thüringen steht unter www.hospiz-thueringen.de
Deutschland deckt dieser Wegweiser ab: www.wegweiser-hospiz-palliativmedizin.de

„Das Kirchensteuer-System ist fair“

Vizepräsident Dr. Volker Knöppel über die Kirche, das Geld und seinen Ruhestand

Dr. Volker Knöppel ist als Vizepräsident juristischer Stellvertreter der Bischöfin und Finanzchef der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Im Interview spricht er über die finanzielle Lage und sein Bild von der Kirche.

? Wenn Ihnen jemand begegnet und fragt: Warum soll ich eigentlich Kirchenmitglied sein – was antworten Sie?

Dr. Volker Knöppel: Der persönliche Glaube gibt Orientierung im eigenen Leben, aber auch im Gemeinwesen. In der Kirche ist man Teil einer weltweiten Gemeinschaft und das ist mir wichtig. Kirche ist, trotz aller Kleinrederei, nach wie vor ein wichtiger Teil unserer Gesellschaft, sie vermittelt Werte und begleitet Menschen durch ihr Leben.

Und die Kirche ist Trägerin von Einrichtungen, die sich mit ihren Diensten und Angeboten an die Gemeindeglieder, aber auch an alle anderen richten. Eigentlich würde ich mir wünschen, dass Menschen nicht fragen, warum sie Mitglied der Kirche sein sollen, sondern dass sie *wissen*, warum sie Mitglied der Kirche sind.

? Knapp 750.000 Mitglieder in Kurhessen-Waldeck vertrauen der Kirche Geld an. Wie können sie sicher sein, dass gut damit umgegangen wird?

Knöppel: In unserer Landeskirche wird verantwortlich mit dem Geld umgegangen. Über die Verwendung des Geldes wird in den Haushaltsberatungen entschieden, in der Landessynode und in den Kreissynoden, also in den Kirchenparlamenten. Das geschieht in öffentlichen Sitzungen. Die Entscheidungen, das ist mein Anspruch, sind transparent. Und wir verfügen durch das unabhängige Amt für Revision über einen wirksamen Kontrollmechanismus.

? Also vergleichbar mit dem Landesrechnungshof auf politischer Ebene?

Knöppel: Ja, oder mit dem Bundesrechnungshof.

? Die Kirchensteuer ist so angelegt, dass Vermögende mehr bezahlen und Menschen mit weniger Geld wenig.



Foto: medio.tv/Schauderna

ZUR PERSON

Dr. Volker Knöppel (65) ist seit 2006 Vizepräsident der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und u.a. für Finanzen und Dienststellenleitung zuständig. Knöppel ist verheiratet und hat drei Kinder. In seiner Freizeit beschäftigt er sich mit Regionalgeschichte und Denkmalpflege. Ab Jahresende 2022 wird er mehr Zeit für seine Hobbys haben, er tritt in den Ruhestand.

Ist dieses Modell noch zeitgemäß?

Knöppel: Ich denke ja. Die finanzielle Leistungsfähigkeit der Mitglieder ist das entscheidende Kriterium. Wer weniger verdient, zahlt weniger Kirchensteuer oder sogar gar keine. Wer gut verdient, zahlt mehr; manchmal auch deutlich mehr. Ich finde das fair.

? 2022 sind erstmals weniger als 50 Prozent der Deutschen Mitglied einer Kirche. Macht Ihnen das Sorgen?

Knöppel: Ich antworte mit einem Nein und mit einem Ja. Der Mitgliederrückgang ist da und ich kann ihn auch nicht wegreden. Trotzdem haben die Kirchengemeinden hohe Gemeindegliederzahlen. Wenn

ich in die Parteienlandschaft schaue, in die Gewerkschaften und Verbände, dann sehe ich dort deutlich geringere Mitgliederzahlen. Insofern nein.

Aber natürlich besorgt auch mich der stetige Rückgang der Mitglieder. Wir haben eine demografische Entwicklung auf der einen Seite; die Gesellschaft wird kleiner. Aber die Kirche wird schneller kleiner als die Gesellschaft – das macht mir Sorgen.

? Was tut die Landeskirche dagegen?

Knöppel: Die Freiburg-Studie hat uns gezeigt, dass es beim Rückgang der Mitgliederzahlen neben demografischen auch kirchenspezifische Faktoren gibt.

Das versetzt uns in die Lage, dem Trend etwas entgegenzusetzen. Ein Beispiel: Bei der Taufquote in unserer Landeskirche ist noch Luft nach oben. Es gibt da bewundernswerte Aktivitäten, um sie zu steigern.

Die Studie hat auch gezeigt, dass insbesondere jüngere Leute austreten, wenn sie ins Berufsleben eintreten oder eine Familie gründen. Wir müssen uns fragen, wie wir diese Menschen besser erreichen.

? Ende des Jahres werden Sie nach 16 Jahren als Vizepräsident in den Ruhestand gehen. Wie blicken Sie zurück?

Knöppel: Ich bin dankbar, dass ich mehr als drei Jahrzehnte in meiner Kirche – ganz am Anfang war das die Hannoversche Landeskirche – dienen durfte. Ich bin dankbar für viele Begegnungen. Ich war lange im Baubereich tätig und das ist ideal, um Land und Leute kennenzulernen.

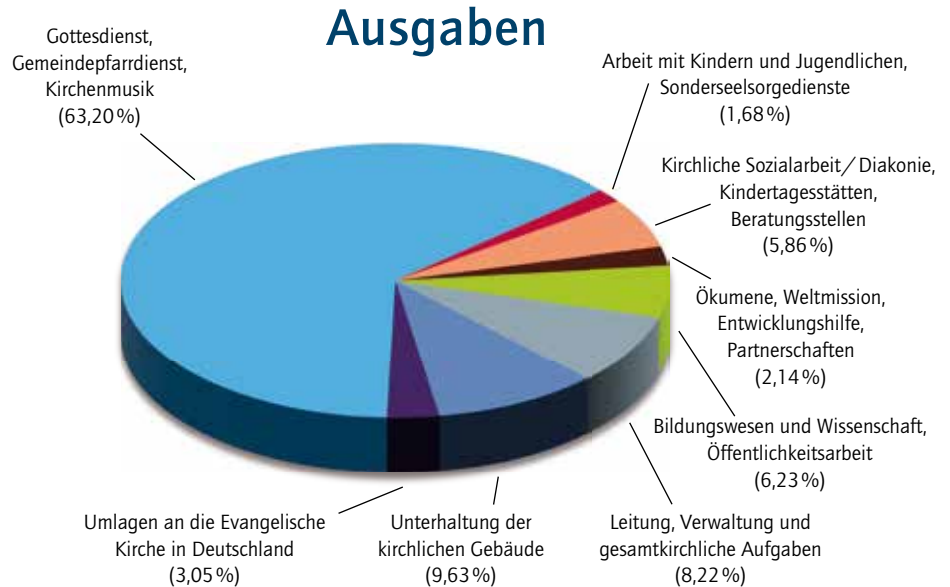
Mir sind auch die Beziehungen zu den Mitarbeitenden immer wichtig gewesen. Als Jurist ist es bereichernd gewesen, eng mit Theologen zusammenzuarbeiten. Das ist manchmal eine Herausforderung, weil Juristen und Theologen ganz unterschiedlich ticken, aber am Ende ziehen sie an einem Strang. Wir haben viel voneinander gelernt. Ich sehe, dass wir motivierte Mitarbeitende überall in der Kirche haben. Wir sind gut aufgestellt.

Nach 16 Jahren Vizepräsident und nach meinem 65. Geburtstag gehe ich aber auch gerne in den Ruhestand, denn ich habe noch viele Pläne. Ich gehe mit dem Wissen, dass mit Dr. Katharina Apel eine gute Nachfolgerin gefunden wurde.

? Und noch eine persönliche Frage: Was ist Ihnen als Mitglied das Wichtigste an Ihrer Kirche?

Knöppel: Wichtig ist mir, dass die Kirche nah bei den Menschen ist und das findet in der Gemeinde statt. Wichtig ist mir auch, dass sie christliche Wertevorstellungen in die Gesellschaft einbringt.

Mich ganz persönlich, meinen Arbeitsstil und mein Auftreten, hat die Kirche geprägt. Ich komme aus einem gemischt-konfessionellen Elternhaus, mein Vater war katholisch. So war die erste Kirche, die ich an der Hand meiner Oma betreten habe, die katholische Kirche in Naumburg. Wichtig waren für mich der Kindergottesdienst und die Person des Pfarrers. Das alles hat mich geprägt. ● *Fragen: Olaf Dellit*



Die Landeskirche in Zahlen

Wo das Geld herkommt und wo es hingehet – Finanzen auf einen Blick

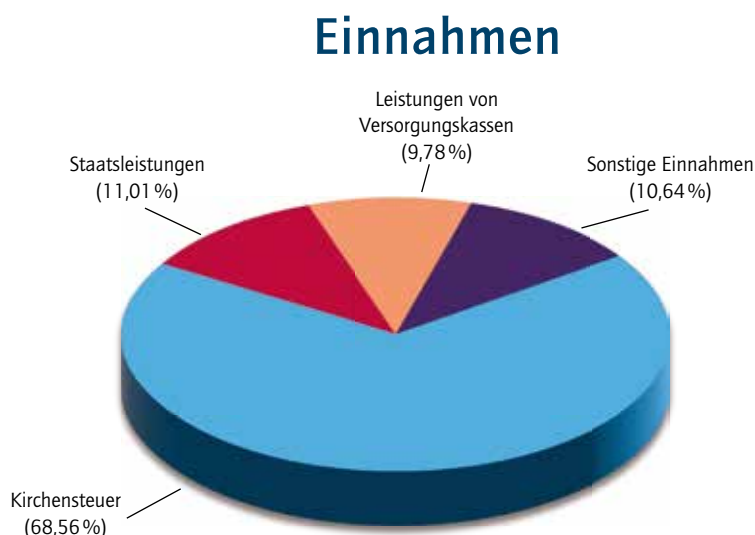
Woher kommt das Geld der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und wie gibt sie es aus? Im Haushalt, der von der Landessynode beschlossen wird, kann es jeder und jede nachlesen.

Das **Haushaltsvolumen** (sowohl Einnahmen wie Ausgaben, denn die Haushalte müssen ausgeglichen sein) beträgt für das laufende Jahr knapp 274 Millionen Euro – zum Vergleich: Die Stadt Kassel plant für das Jahr 2022 mit 920 Millionen Euro Ausgaben (Einnahmen 921 Millionen).

Der größte Posten bei den Ausgaben sind **Personalkosten**, gehen also in den Dienst an den Menschen, ob bei Pfarrerinnen, Diakonen, Jugendarbeiterinnen oder Organisten. Ein Beispiel ist die Sonderseel-

sorge, darunter fallen zum Beispiel Seelsorgerinnen und Seelsorger in Krankenhäusern, Gefängnissen, Altersheimen, bei der Polizei oder für die Motorradzene.

Die Einnahmen der Landeskirche stammen zu fast 70 Prozent aus der Kirchensteuer, die die Mitglieder je nach ihrer Leistungsfähigkeit bezahlen. Im Durchschnitt bezahlt jedes Mitglied 530 Euro Kirchensteuer pro Jahr, also etwas mehr als 44 Euro im Monat. Vizepräsident Dr. Volker Knöppel ist dankbar dafür: „Ihre Beiträge sind der Grund, dass Kinder in Kindergärten betreut werden können, Krippenspiele in der Adventszeit erlebbar werden und Flüchtlinge oder Bedürftige Unterstützung und Beratung erfahren.“ ● *Olaf Dellit* ekkw.de/unsere_kirche/zahlen.html



Grafiken: Daniela Denzin | Zahlen: EKKW Sachgebiet Finanzen

Der Tod der Mutter als Entlastung

Autorin Martina Rosenberg über die Pflege ihrer Eltern und tabuisierte Gefühle

Das Verhältnis zwischen Martina Rosenberg und ihren Eltern war herzlich und liebevoll. Wenn diese im Alter auf Hilfe im Alltag angewiesen sein würden, war für die Tochter klar: „Ich bin da!“ Als es so weit war, wurde aus gelegentlicher Hilfe eine Rund-um-die-Uhr-Zerreißprobe für die Tochter.

Ihre Pflege-Erfahrungen mit den Eltern hat Rosenberg in einem sehr persönlichen Buch verarbeitet. Der Titel „Mutter, wann stirbst du endlich?“ provoziert und zeigt doch ehrlich, zu welchen Konflikten Pflege von Angehörigen führen kann. Wichtig sei es, die eigenen Bedürfnisse nicht zu vergessen. Genau das wäre ihr fast passiert.

Der Gedanke erschreckte sie

Als eines von drei Kindern und einzige Tochter erwartete sowohl ihr Umfeld als auch sie selbst, dass sie die Pflege der Eltern übernehmen würde. Schließlich wohnte sie mit Mann und Kind im selben Haus. Wie praktisch: „Gerade im ländlichen Raum besteht auch heute eine hohe Erwartungshaltung, dass Frauen die Pflege ihrer (Schwieger-)Eltern übernehmen.“

Den elterlichen Wunsch, im vertrauten Umfeld gepflegt zu werden, wollte sie erfüllen. Anfangs sei alles gut mit dem eigenen Leben vereinbar gewesen. Vom verlegten Schlüsselbund steigerte sich die Demenzerkrankung ihrer Mutter über Jahre, bis diese sich ihrem Umfeld gar nicht mehr mitteilen konnte. In dieser Zeit erlitt der Vater einen Schlaganfall und war ebenfalls auf Hilfe angewiesen.

Plötzlich war dieser Gedanke da: „Mutter, wann stirbst du endlich?“ Geschämt habe sie sich nicht, es habe sie aber erschreckt, so zu denken. Die zermürbende Pflegesituation hielt da schon viele Jahre an. Die Erkrankung der Mutter hatte deren Wesen stark verändert. Wie viel Lebensfreude diese noch empfand, konnte die

Tochter nur erahnen. Der Tod sei aus ihrer Sicht die bessere Alternative gewesen. Es habe ihr als Tochter geholfen, dass sie solche Gedanken zulassen konnte.

Solche Gefühle entstünden oft aus Erschöpfung und Verzweiflung. „Ich vermisse meine Eltern heute noch. Dennoch habe ich ihren Tod als große Entlastung wahrgenommen“, erklärt die Schriftstellerin.

»Ich vermisse meine Eltern heute noch. Dennoch habe ich ihren Tod als Entlastung wahrgenommen.«

Martina Rosenberg hat an Leib und Seele erfahren, wie kräftezehrend die Pflege von Angehörigen sein kann. Berufstätigkeit, Familie, Haushalt, alles habe sie schaffen wollen; bis zur totalen Selbstausbeutung. Es sei ihr lange schwergefallen, Hilfe von außen anzunehmen und so Verantwortung abzugeben. Denn das geschah gegen den Willen der Eltern, wie sie sagt.

Irgendwann gab es keine Alternative, ihre eigene Gesundheit spielte nicht mehr mit. Rosenberg organisierte externe Pflege und zog aus dem gemeinsamen Haus aus. „Ich habe sehr viel Humor und damit konnte ich vieles bewältigen. Kraft haben mir aber auch meine eigene kleine Familie, meine Tiere und meine Freunde gegeben“, blickt Rosenberg zurück.

„Kommt frühzeitig ins Gespräch!“, dieser Ratschlag hat für Martina Rosenberg oberste Priorität. Alle müssten an einen Tisch: die Familie, Partnerinnen und Partner, Geschwister und vor allem die Betroffenen. Da sei manchmal Vehemenz gefordert. Klar, das Thema sei unbequem und für die meisten Menschen beängstigend. Wie stellen sich die Einzelnen die Pflege genau vor? Jeder und jede sollte ehrlich sein. Was ist leistbar und was nicht. Wo gibt es Unterstützung und Entlastung?

Es gebe Apps, die die Organisation erleichtern: Wer kauft ein, kocht oder übernimmt den Arztbesuch? Viele wüssten nichts von der Möglichkeit einer kostenlosen Pflegeberatung. Diese könne über Pflegestützpunkte oder karitative Einrichtungen anonym und präventiv erfolgen.

Martina Rosenberg sagt, sie habe durch ihre Erfahrungen viel mehr verstanden, worauf es ihr im Leben ankomme, besonders in Bezug auf das Altwerden. Das eigene Umfeld wertschätzen, bewusst ins Alter gehen und sich ab und an mit möglichen Krankheiten und Tod auseinandersetzen. Sie fühlt sich nun besser vorbereitet und ist offener für neue Wege im Alter.

Das Bild, das Martina Rosenberg von ihrem eigenen Älterwerden zeichnet, sieht vor, nicht allein zu sein und für den letzten Lebensabschnitt möglichst viel selbst aktiv mitzugestalten. Doch sie weiß auch, Lebenslinien verlaufen nicht immer nach Plan. ●

Celia Baumgart

ZUR PERSON



Martina Rosenberg (59) gibt ihr Wissen zum Thema Pflege in Vorträgen und Büchern weiter. Heute lebt sie mit ihrem Mann wieder in einem Mehrgenerationenhaus – mit der erwachsenen Tochter.

www.martinarosenberg.com

„Mutter, wann stirbst du endlich?“ ist bei Blanvalet erschienen und kostet 9,99 Euro

Foto: privat

Foto: Adobe Stock

Wer pflegt, muss auch für sich sorgen

Er berichtet von dem langen gemeinsamen Leben, den Höhen und Tiefen, die sie gemeinsam gemeistert haben. Und davon, dass sie sich eigentlich schon lange verabschiedet hat. Und auch, dass er seine Frau nicht mehr allein lassen könne. Wenig ist noch übrig von der Frau, die er einmal geheiratet hat. Manchmal kann er sie noch aufblitzen sehen, aber immer seltener.

Der Anrufer bei der Telefonseelsorge erzählt von den alltäglichen Herausforderungen, der tiefen Erschöpfung, der Verantwortung, die er spürt. Er will für sie da sein, für seine Frau, schließlich habe er ihr vor langer Zeit genau dieses Versprechen gegeben.

„Ich erkenne mich nicht mehr.“

Er weint, als er das erzählt. Und darüber ist er verwundert. Er, der immer stark war, der alles gemanagt hat, im Beruf, beim Hausbau, in der Familie. Er spricht leise und zögerlich, seine Stimme bricht immer wieder. Wofür stehen seine Tränen, die so ungewohnt sind für ihn? Ist es die Erschöpfung oder ist es die Trauer über den Verlust seiner Partnerin auf Raten? Es ist neu für ihn, sich so zu erleben. „Ich erkenne mich seit einiger Zeit nicht mehr, bin mir selbst fremd geworden.“ Im Gespräch versuchen wir gemeinsam herauszufinden, was genau es ist, das ihn traurig macht.

Das ist der erste wichtige Schritt: sich selbst besser zu verstehen. Dazu gehört auch die Erlaubnis, dass erst einmal alles sein darf: das Nichtverstehen, die Tränen und auch das Gefühl von Erschöpfung und Schwäche.

Er erzählt von den gemeinsamen Jahren, es entsteht in mir ein Bild von einer warmherzigen, gereiften Partnerschaft auf Augenhöhe und ich bekomme eine Ahnung von dem

Nach einer langen Ehe wird die Frau pflegebedürftig – eine schwierige Lage für den Ehemann. Bei der Telefonseelsorge sucht er Rat. Diese berät anonym und kostenfrei – auch online.

Schmerz des Verlustes, mit dem der Anrufer täglich konfrontiert ist. Die erzählten Erinnerungen lassen den Mann diese Trauer sehr intensiv spüren. Im weiteren Gespräch geht es um seinen jetzigen konkreten Alltag, der ganz von der Versorgung und Pflege seiner Frau bestimmt ist. Der Anrufer erkennt, dass es vor allem seine hohen Ansprüche, die er an sich selbst hat, sind, die ihn immer wieder über seine Grenzen gehen lassen.

Er möchte die Versorgung seiner Frau allein schaffen, möchte sich nicht abhängig von anderen machen. Er glaubt, dass er genau das seiner Frau „schuldig sei“. Alle Unterstützungsangebote hat er bislang abgelehnt. Wie hinderlich eine solche Einstellung sein kann, wird ihm im Gespräch klarer.

Auszeiten für die schönen Dinge

Am Ende des Gespräches hat der Anrufer etwas Wesentliches verstanden: Nur, wenn es ihm selbst gut geht und er ausreichend Kraftreserven hat, kann er auch gut für seine Frau sorgen. Das ist ein neuer Gedanke für ihn. Er brauchte diese Erlaubnis und Ermutigung zur Selbstfürsorge von außen. Ganz konkret bedeutete dies, dass sich der Anrufer um eine Tagespflege für seine Frau kümmern will, zunächst nur zwei Mal in der Woche. Auszeiten, in denen er seine Frau gut versorgt weiß. Zeiten, die er nutzen will, um schöne Dinge für sich zu tun. Es sind nicht die ganz neuen Erkenntnisse, sondern die Erinnerung an



Salome Möhrer-Nolte leitet das Team der TelefonSeelsorge Nordhessen, das anonym und kostenlos rund um die Uhr erreichbar ist unter

Tel. 0800 111 0 111 und
0800 111 0 222

www.telefonseelsorge-nordhessen.de

Die Telefonseelsorge Nordhessen ist auf Spenden angewiesen:

IBAN: DE 62 5206 0410 0000 2140 35

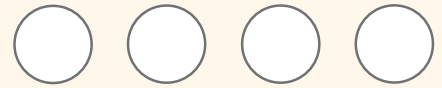
die Wichtigkeit einer guten Selbstfürsorge.

Das ist es, was ein Gespräch mit der Telefonseelsorge oftmals bewirkt: dass sich die anrufende Person verstanden und ermutigt fühlt. Ermutigung geschieht, wenn ein Mensch durch eine wohlwollende Bestärkung von außen das Vertrauen in seine eigenen Fähigkeiten (wieder-) gewinnt und dann tut, was ihm möglich ist. Menschen, die eine solche Ermutigung erleben, fühlen in sich eine Form von Antrieb und Selbstvertrauen und machen den ersten Schritt.

Der Mann bedankte sich am Ende herzlich für die behutsame Begleitung im Gespräch und verabschiedete sich mit den Worten: „Denken auch Sie daran, gut für sich zu sorgen ... hoffentlich machen Sie zwischen den Telefongesprächen regelmäßige Pausen.“ ●

Das Gesprächsbeispiel wurde zum Schutz des Anrufers verändert und anonymisiert.

Rätselhafte Nächstenliebe



Das *blick*-Rätsel von Karl Waldeck

„Liebe deinen Nächsten ...“ – das große, entscheidende Gebot im Alten wie im Neuen Testament, neben dem der Gottesliebe. Dieses Gebot kennt keine Grenzen; es gilt dem Menschen in allen Phasen des Lebens, ob Säugling oder in hohem Alter. In der letzten Phase des Lebensweges bewährt sich die Liebe – oft – in der Pflege. Die Pflege ist eine herausfordernde Aufgabe, gleich ob sie daheim, ambulant oder in Einrichtungen geschieht.

Genießen Menschen, die pflegen, angemessene Aufmerksamkeit und Wertschätzung? Hier herrscht noch Nachholbedarf! Das heutige *blick*-Rätsel widmet sich dem Thema Alter, Pflege Mitmenschlichkeit. Es wirft einen Blick in die Bibel, in die Geschichte und Gegenwart.

1 Orte der Hilfe. Die Wurzeln dieser Institution lagen im frühen Mittelalter: Was hier geschah, basierte auf den Werken der Barmherzigkeit: Speisung, Aufnahme und Bekleidung der Armen, Beherbergung der Fremden, die Pflege der Alten und Kranken – bis zu ihrem Tod. Wie nannte man einen solchen Ort, von denen es bis heute noch einige gibt?

KLOSTER

SIECHENHAUS

HOSPITAL

2 Gottes Versprechen. Gott ist mit uns – am Abend und am Morgen, ein Leben lang, von Kindesbeinen an: Der Prophet Jesaja spricht bereits vor 2.500 Jahren davon. Er sagt, nachzulesen im 46. Kapitel des Jesajabuches: „Auch bis ... bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet.“ Wie formuliert es Jesaja genau?

IN EUER ALTER

ZU EUREM LEBENSENDE

ZUM TOD

Die ersten Buchstaben (in Fettschrift) der richtigen Antworten von 1 bis 4 ergeben das **Lösungswort**: Was braucht man für ein gutes, tätiges Leben – auch, was die Pflege angeht? Offene Augen, offene Ohren, ein liebendes Herz und eine umsichtige und zupackende ... Wie gut, dass man zwei davon hat!

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Redaktion behält sich vor, die Namen der Gewinner zu veröffentlichen. Teilnehmende erklären ihr Einverständnis. Namen und Adressen der Einsender werden nicht gespeichert, nicht weitergegeben oder weiterverwendet.

Das Lösungswort des letzten Preisrätsels (Juli 2022) war BILDER. Gewonnen hat Cordula Massion aus Lahntal. Wir gratulieren herzlich.

3 Das bedürftige Du. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, zu finden im 10. Kapitel des Lukasevangeliums, gehört zu den prominentesten Beispielgeschichten Jesu, ja zu den bekanntesten Abschnitten der Bibel. Ihm geht ein Gespräch voraus, in dem Jesus um eine Klarstellung gebeten wird – zur Frage: „Wer ist denn mein ...?“ – Um wen ging es hier?

MITMENSCH

NÄCHSTER

GEGENÜBER

4 Die Menschen im Blick. Es war auf dem ersten gesamtdeutschen Kirchentag in Wittenberg im September 1848, als Johann Heinrich Wichern das Programm einer „Inneren Mission“ vorstellte. Heute ist diese Aufgabe unter einer anderen Begrifflichkeit bekannt. Ein breites Spektrum an Diensten vor Ort, darunter auch die Pflege, Engagement im In- und Ausland, gehört dazu. Wie heißt diese Institution, die seit jeher wesentlich zur Kirche gehört?

VOLKSFÜRSORGE

SOZIALWERK

DIAKONIE

Senden Sie das Lösungswort

bis zum 22. Oktober 2022 (Einsendeschluss)

auf einer frankierten Postkarte an:

blick in die kirche

Heinrich-Wimmer-Str. 4

34131 Kassel

oder per E-Mail an: raetsel@blick-in-die-kirche.de



Zu Gast im Industrie-Denkmal

Gewölbekeller für Weintrauben, Residenz eines Barons, Tabakfabrik – all das war die Villa Stokkum in Hanau-Steinheim in ihrer wechselhaften Geschichte bereits. Heute ist sie ein Premium-Hotel, in dem man sich auch der Geschichte Hanaus als Stadt der Brüder Grimm bewusst ist.

Die Geschichte der Villa begann mit einem Gewölbekeller im Jahr 1665, in dem die Trauben vom benachbarten Weinberg gelagert wurden. Zum Keller kamen bald weitere Gebäude hinzu, unter anderem das



klassizistische Herrenhaus, in dem Baron zu Stokkum-Sternfels im Sommer zu wohnen pflegte. Im Jahr 1870 wurde

aus dem Herrenhaus eine Tabakfabrik; Wasserturm und Feuerglocke am Backsteinanbau sind heute Wahrzeichen des Hauses. Inzwischen gehört die ehemalige Fabrik zur Route der Industriekultur und ist deren einziges Denkmal, das auch bewohnt werden kann. Das Haus liegt direkt an der historischen Stadtmauer Steinheims.

Vor mehr als 25 Jahren wurde das Hotel mit 135 Zimmern eröffnet, die kürzlich neu gestaltet und modernisiert wurden. Die Zimmer nehmen architektonisch Bezug auf die Geschichte des Hauses, etwa durch historische Tabak-Bänderolen. Im neuen Grimm-Zimmer wurde die Bedeutung der Brüder Grimm als Sprachwissenschaftler künstlerisch herausgestellt.

Überlange Boxspring-Betten, eine Auswahl unterschiedlicher Kopfkissen und vieles mehr sorgen für Komfort und Entspannung. Das Best Western Premier Hotel Villa Stokkum stellt für die Gewinner unseres Preisrätsels einen Wochenend-Aufenthalt für zwei Erwachsene oder zwei Erwachsene und bis zu zwei Kinder zur Verfügung. Inbegriffen sind zwei Übernachtungen mit Frühstück sowie für die Erwachsenen ein Gin-Tasting mit Snacks. ●

Zu gewinnen beim *blick*-Rätsel:

Unter den Einsendern der richtigen Lösung unseres Rätsels verlosen wir ein Wochenende in der Villa Stokkum in Hanau (siehe oben).

Best Western Premier Hotel Villa Stokkum

Steinheimer Vorstadt 70

63456 Hanau-Steinheim

T 06181 66 41 60

info@villastokkum.bestwestern.de

www.villastokkum.de



Fotos: Villa Stokkum

Als wäre meine Mutter jetzt mein Kind

Christiane Trierweiler ist berufstätig und pflegt ihre Mutter – ein Erfahrungsbericht

Was früher war, weiß meine Mutter noch; was vor zwei Minuten war, nicht mehr. Seit fünf Jahren wohnen wir beisammen: meine Mutter (85) hat ihre Wohnung im Erdgeschoss, mein Mann (49) und ich (44) wohnen mit unseren zwei Kindern (8 und 5) im ersten Stock. Meine Mutter läuft mühsam mit Rollator und benötigt viel Hilfe.

Morgens kommt der Pflegedienst zum Waschen und Anziehen, einmal in der Woche geht es zur Tagespflege. Ich bereite Mahlzeiten vor, wasche, koche, putze, kaufe ein, regele die Finanzen und die ärztliche Versorgung. Ich stehe stundenlang bereit bei medizinischen Notfällen. Ich fahre die Mutter zu Terminen, mache Fußpflege und Haarschnitt. Ich stelle Blumen hin, besorge Lesefutter und Lieblingsobst, ich nehme sie mal mit zu kleinen Fahrten oder zum Konzert. Die Mahlzeiten sind manchmal improvisiert. Die kleinen Unzulänglichkeiten stören meine Mutter wenig. Sie meint, es gehe ihr gut; „bei der Pflege ...!“

Anstrengen mag sie sich nicht mehr

Den Tag über sitzt meine Mutter im Sessel, sieht fern, blättert Landmagazine durch oder schaut durch die Terrassentür in die Landschaft. Ab und zu kommen ein Auto, ein Kind oder ein Pferd vorbei. Wir winken ihr zu.

Um geistig und körperlich fit zu bleiben, soll die Mutter morgens den Rollladen hochziehen, sich mittags eine Brotzeit aus dem Kühlschrank nehmen, Geschirr abräumen und Müll trennen. Aber anstrengen mag sie sich nicht mehr. Sie habe genug getan in ihrem Leben. Zu Spaziergängen ist sie nicht mehr zu bewegen.

Gerne liest sie den Kindern vor, das ist eine unterhaltsame Gehirngymnastik. So ist immer jemand für die Kinder da. Großmutter hat ein offenes Ohr und genießt es, wenn die Kinder bei ihr spielen.

Nun kann ich mich dafür revanchieren, dass meine Mutter mich großgezogen hat. Das hat allerdings einen Preis. Will ich mal länger als einen Tag weg, muss meine Schwester aus Berlin kommen. Die Mutter kann nur hier sein, weil ich in der



Foto: Trierweiler

Basis ist eine liebevolle Verbindung: Christa Trierweiler und ihre Tochter Christiane

Landwirtschaft meist in Hofnähe arbeite und flexibel bin. Ich bin angewiesen auf eine gute Zusammenarbeit mit dem Pflegedienst und den Ärzten.

Es ist, als wäre sie nun mein Kind. Ich bin ungeduldig mit ihr: Sie soll ihre kleinen Pflichten erledigen und rechtzeitig ins Bett gehen. Die langen, intensiven Gespräche, die uns früher verbanden, führen wir nur noch selten. Unsere Beziehung hat gelitten – sie ist sachlicher geworden.

»Gefühlt hundertmal am Tag denke ich an sie.«

Ich bin trotzdem froh, dass meine Mutter bei uns wohnt, denn ich kann immer nach ihr sehen. Gefühlt hundertmal am Tag denke ich an sie. Geräusche aus ihrer Wohnung nehme ich wahr, selbst nachts. Ist der Husten schlimmer geworden? Ist sie gestürzt, hat sie abends ihr Licht an?

Nur auf der Basis einer liebevollen Verbindung kann ich das durchhalten. Es hilft sehr, dass meine Mutter dankbar ist, und nicht – wie manch anderer Pflegebedürftiger – oft mit Kritik feuert.

Eigentlich sollte ich besser organisiert und geduldiger sein. Eigentlich bin ich überfordert. Zeit brauche ich auch für den Rest der Familie, Erwerbstätigkeit und Ehrenamt. Manchmal möchte ich aufgeben.

Bis heute habe ich es geschafft – dafür brauche ich im Zusammensein mit Partner, Familie, Freunden und Kollegen Momente zum Aufladen, aber auch Zeit allein.

Die Musik spült mein Inneres klar

Bei meiner Arbeit auf dem Bauernhof gibt es solche Momente, zum Beispiel im Kontakt mit meinen Schafen, in der Natur, auf dem Rücken meines Pferdes. Auch das Ehrenamt im Ortskirchenbeirat bietet erbauliche Momente.

Wichtig ist mir die Musik. In freien Minuten übe ich an der Orgel. Im stillen Kirchenraum stört keiner. Es ist, als ob die Musik mich im Inneren klarspült. Die in der Notenschrift eingefrorenen Emotionen ziehen mich aus dem Alltag heraus. Vierzehntägig begleite ich Gottesdienste an der Orgel, und bin so eingebunden in etwas Gemeinschaftliches und Schönes.

Dieser Text ist eine Momentaufnahme. Kürzlich hat sich der Gesundheitszustand der Mutter verschlechtert, sodass wir über alternative Lösungen nachdenken. Aber auch da sind wir auf einem guten Weg. ●

Christiane Trierweiler arbeitet als Bäuerin, Redakteurin, Organistin und VHS-Dozentin. Sie lebt mit ihrer Familie auf einem Bauernhof in Waldeck-Freienhagen.